





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Whisper - der Staubgeist

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Whisper - der Staubgeist

John Sinclair Nr. 485

von Jason Dark

erschienen am 20.10.1987

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Whisper - der Staubgeist

Die Tiere spürten zuerst, daß Unheil in der Luft lag!

Plötzlich und ohne ersichtlichen Grund verließen die Katzen ihre Stammplätze, sprangen miauend weg, verkrochen sich oder huschten nach draußen.

Die Hunde verhielten sich ebenfalls ungewöhnlich.

Einige kläfften laut in ihren Hütten, andere wiederum rannten jaulend in die Häuser, wo sie Schutz bei den Menschen suchten.

Noch war das Unheil nicht da, aber es lauerte!

Der Himmel hatte eine ungewöhnliche Farbe angenommen. Im Norden blinkte noch das frühlingshafte Blau, im Süden aber lag eine dicke, gewaltige Wand. Angegraut wie die Haare eines Greises, doch dazwischen, in langen Streifen oder Spiralen ein sattes, gleichzeitig auch schmutzig wirkendes Schwefelgelb.

Über den Bergen tat sich etwas. Die Wand war in Bewegung geraten. Sie dreht sich und schob sich gleichzeitig auf die kleine Stadt zu.

Noch immer waren die Tiere von Alcoste unruhig, und diese Unruhe übertrug sich vereinzelt auch auf die Bewohner. Es waren die Alten, die weise gewordenen Männer und Frauen, die so etwas wie ein bedrückendes Mißtrauen empfanden.

Wer in Alcoste geboren war, der starb auch hier. In den Bergen wurde man alt, und für die Alten hatten die Jüngeren Plätze geschaffen. Sie hockten an den Fenstern, schnupperten nach draußen, schauten, wer kam und ging, und hatten plötzlich das Gefühl, von Eishänden berührt worden zu sein, die über ihren Rücken strichen.

Auf dem Marktplatz, wo eine mächtige Eiche das erste Grün des Frühlings trug und die weißgestrichene Bank um den dicken Baumstamm lief, erhoben sich die Männer.

Sie saßen immer an der gleichen Stelle, wenn es das Wetter zuließ.

Sie schauten sich an, nickten sich zu und drehten sich wie auf Kommando um, dem Süden zu.

»Von dort kommt es her!« flüsterte der alte Remi. Er war schon fast Neunzig, aber noch immer in Form. Zur Bestätigung seiner Worte hob er den alten Knotenstock und deutete schräg gegen den Himmel.

»Was kommt von dort?« wurde er von einem gefragt, der zwanzig Jahre jünger war.

»Das Unheil.«

»Wie kannst du das behaupten?«

Remi lachte krächzend und beschrieb mit der Stockspitze einen Kreisbogen. »Ich weiß es eben, und die Tiere wissen es auch. Wenn jemand wie ich dem Tod näher ist als dem Leben, dann ist er etwas Besonderes. Er hat die Gabe bekommen, das zu sehen, was andere nicht wahrnehmen können. Versteht ihr das?«

»Wir versuchen es.«

Remi nickte. »Ich weiß, daß dieser Ort untergehen wird. Noch heute wird es ihn nicht mehr geben.«

»Und uns? Was ist mit uns?« fragte jemand aus den Reihen.

Remi ließ sich mit der Antwort Zeit. »Uns, meine Freunde, wird es ebenfalls nicht mehr geben. Wir alle haben nicht viel Zeit. Wer möchte, der soll seine Gebete sprechen.«

»Das sagst du nur«, meinte Mistouche, ein alter Kommunist, der an seiner Jacke stets eine rote Fahne über der Plakette mit dem Bild des großen Lenin trug.

»Ich weiß, daß du nicht glaubst«, erwiderte Remi. »Aber hier wird bald Heulen und Zähneknirschen herrschen, das kann ich dir versprechen.«

»Du redest, als würde der Weltuntergang bevorstehen.«

»Es ist der Weltuntergang.«

»Nein!« rief ein anderer. »Dann hätten wir die Zeichen gesehen, die in der Offenbarung des Johannes beschrieben worden sind. So etwas kannst du nicht sagen, Remi.«

»Für uns ist es der Weltuntergang!« Remi schlug hart mit der Spitze seines Stocks auf. »Für uns, verstehst du? Es wird uns bald nicht mehr geben. Das Böse kommt.«

»Und was sollen wir tun?«

Der alte Remi schaute zum Himmel. Er zog ein bedenkliches Gesicht und hob die Schultern. »Ja, was sollen wir tun? Für eine Flucht ist es wohl schon zu spät.«

»Davon würdest du auch keinen hier im Ort überzeugen können!« rief Mistouche.

»Wenn es aber um Leib und Leben geht.«

»Warum sollte es?«

»Schaut doch zum Himmel. Blickt euch um. Im Süden hat er sich gezeigt. Es glänzte dort schwefelgelb. Ja, das ist der Schwefel aus der Hölle, sage ich euch. Der Teufel hat sein Maul geöffnet und wird alles hinwegfegen. Er kommt nicht selbst, nein, aber er wird jemand schicken, der uns vernichtet.«

»Wer soll das denn sein?« fragte Mistouche.

Remi winkte ab. »Ein gefährlicher Gegner, ein Mächtiger, ein Monstrum, das tötet.«

Jemand fuhr laut hupend auf den Marktplatz. Auf einem Motorroller saß Janine, ein junges hübsches Mädchen. Dunkelhaarig, von der Frühlingssonne gebräunt und die Urenkelin des alten Remi.

»Hallo, mein lieber Urgroßvater, möchtest du mit? Komm, ich nehme dich auf den hinteren Sitz. Dann brauchst du nicht zu laufen.«

»Ja, cherie, ich komme sofort.« Noch einmal stellte er sich vor seine Kollegen und sagte mit warnender Stimme: »Seht euch vor, Freunde! Und sagt nicht, daß ich euch nicht gewarnt hätte. Er wird kommen, ihr werdet ihn schmecken. Er wird das Grauen aus dem Süden mitbringen und die große Zerstörung.«

Mistouche lachte. »Kommst du morgen auch her, Remi?«

Der Dorfälteste schüttelte nur den Kopf. Gebeugt wie immer und auf seinen Stock gestützt, ging er zu seiner Urenkelin, die vom Motorroller gestiegen war und ihn erwartete.

»Was hat es denn gegeben? Habt ihr euch gestritten?«

»Auch.«

»Und worüber?«

»Sie wollten auf mich nicht hören«, erklärte der alte Mann. »Sie wollten es einfach nicht. Dabei weiß ich genau, daß das Unheil kommt. Alcoste wird den morgigen Tag nicht mehr erleben, glaub es mir, mein Kind. Und dich bitte ich darum, so schnell wie möglich zu fliehen. Verlasse den Ort.«

Janine lachte. »Das hatte ich vor. Ich wollte heute abend sowieso zu einer Freundin.«

»Dann verabschiede dich von deiner Familie.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf. »Du sprichst, als wäre es der letzte Tag in deinem Leben.«

Vor seiner Antwort bekam Remi große Augen. »Mein Kind, das hier war der letzte Tag in meinem Leben. Ich werde den Sonnenuntergang nicht mehr genießen können. Ebensowenig wie du und alle anderen hier, wenn ihr nicht tut, was ich euch sage.«

Janine nickte. »Ja, ja«, sagte sie. »Komm, steig auf, ich habe nicht viel Zeit.«

Der alte Remi kletterte auf den Sozius. Er klammerte sich an seiner Urenkelin fest und drehte, bevor Janine startete, noch einmal den Kopf, um zu seinen Kollegen hinüber zu blicken.

Sie standen dort beisammen, unterhielten sich leise, aber ihre Gesichter zeigten einen gespannten Ausdruck.

Die Worte des Dorfältesten schienen doch auf fruchtbaren Boden gefallen zu sein.

Janine fuhr an. Ihr Rock flatterte dabei hoch. Sie spielte gern mit ihren Reizen, und wenn sie keine Hosen, sondern Röcke trug, da bekamen nicht nur die jungen Männer starre Blicke.

Schon machte der Urgroßvater ihr Vorhaltungen. »Du solltest Hosen tragen, Janine. Spiele nie mit dem Feuer. Ich kenne die Menschen. Sie sind nicht alle gut.«

»Ja, ich weiß schon.«

»Nimm es nicht auf die leichte Schulter, und nimm es gleichzeitig als Abschiedsworte und als Ratschlag fürs Leben.«

»Ja, ja, schon gut.« Janine war mit ihren neunzehn Jahren einfach noch zu jung, um so etwas begreifen zu können.

Die Familie Remi wohnte etwas oberhalb der Hauptstraße, wo der kleine Bahnhof stand. Nur ein paar Schritte weiter hatten sie ihr Haus, ein altes Gebäude, aus sehr dicken Steinen errichtet, das die Hitze des Sommers und die Kälte des Winters abhielt.

Der Weg war staubig und führte in Kehren hoch. Gärten und Häuser wechselten sich ab. Als die beiden die Anhöhe erreichten, bat der alte Remi seine Urenkelin um einen Stopp.

»Was ist denn los?«

»Ich möchte dir etwas zeigen, Kind.« Er zeigte nach links.

»Schau nach Süden und in den Himmel. Siehst du die gewaltige

Wolkenbank dort?«
»Klar doch.« Sie nickte heftig, ohne richtig hingesehen zu haben.
»Mädchen, du mußt schauen!« drängte ihr Urgroßvater. »Du mußt richtig schauen und vergleichen.« Er legte seine gichtkrumme Hand auf ihre Schulter und zwang sie förmlich dazu.
»Was ist denn los?« beschwerte sich Janine.
»Es ist nur zu deinem Besten. Da oben lauert das Unheil. Die Tiere haben es längst bemerkt, aber die Menschen sind Ignoranten. Dieses Unheil wird unseren Ort ebenso zerstören wie deren Bewohner. Es kommt aus der Luft, aber es hat seinen Ursprung in den Tiefen der Mythen und Legende. Da ist ein Geist erwacht, über den man nur flüsternd spricht. Der Dunkle Kontinent bringt ihn uns. Er will zerstören, er wird uns keine Chance lassen. Siehst du den leicht rötlichen Streifen dazwischen? Das ist die Zunge des Teufels, sagt man. Er wird ihn schicken.«
Janine schüttelte den Kopf. »Verflixt, von wem sprichst du eigentlich?«
»Vom Staubgeist.« Remi trat auf dem unebenen Boden einen Schritt zurück und stützte sich dabei auf seinen Stock. »Einen guten Rat gebe ich dir. Fahr bitte, Janine. Ich gehe allein zum Haus, den Weg kenne ich ja. Aber fahr du los…«
Das Mädchen starrte den alten Mann aus großen Augen an. »Du… du machst mir Angst, weißt du das?« hauchte sie.
Remi nickte sehr ernst. »Du mußt auch Angst haben, Kindchen. Nur die Angst kann dich noch retten und die Flucht.« Er strich seiner Urenkelin über die schwarzen Haare. »Und jetzt fahr, mein Kind. Möge der Herrgott mit dir sein und dich immer beschützen.«
Janine hatte noch so viele Fragen. Sie stürmten auf einmal auf sie ein. Doch sie nickte nur und gab Gas. Eine Staubwolke wirbelte in die Höhe, als sie ihren Motorroller herumzog und fast fluchtartig anfuhr.
Der alte Remi aber blieb stehen. In seinen Augenfalten blitzten die Tränen.
Er weinte um den Ort und um dessen Bewohner…

***

In Alcoste selbst lief noch alles seinen geregelten Gang, aber auf der Höhe, nicht weit vom Gebäude des Bahnhofs entfernt, stand der alte Remi wie ein menschliches Denkmal und schaute nach Süden. Er spürte die Trauer darüber, daß einmal alles so enden würde, während er die unheimlich wirkende Wolkenbank beobachtete, die sich immer näher auf den Ort zuschob.
Das dunkle Gelb war intensiver geworden. Wie schmutziges Schwefelpulver und aus der Wüste Sahara hochgeholter Sand, der bei starken Stürmen ebenfalls bis tief nach Europa hineingetrieben wurde.

Es war windstill geworden. Eine gefährliche Ruhe, die Stille vor dem Sturm. Ein Unwesen schien noch einmal Atem zu holen, bevor es brutal zuschlug.

Der alte Remi hob seine linke Hand und krümmte den Zeigefinger. Mit seiner Spitze wischte er eine Träne aus dem Auge und drehte sich langsam um.

Sein Blick glitt über die Dächer der Häuser. Er gehörte zu den Menschen, die an ihrer Heimat hingen. Er war hier geboren, hatte sein langes Leben in Alcoste verbracht und würde zusammen mit dem Ort sterben. Befürchtet hatte er es immer, aber nie daran gedacht, daß es einmal wahr werden würde.

Alcoste sollte sterben und er mit dem Dorf. Sie zusammen würden verschwinden.

Und nur, weil ein bestimmtes Ereignis eingetreten war. Das Unfaßbare kehrte zurück, eine uralte Legende hatte sich zur Wahrheit erhoben und würde etwas hinterlassen, das von anderen Menschen nicht verstanden werden konnte.

Er sah auch die gewaltige Eiche mit der um den Stamm laufenden weißen Bank. Seine Freunde hatten den Treffpunkt verlassen. Wahrscheinlich waren Remis Warnungen auf fruchtbaren Boden gefallen, aber die jüngeren Bewohner würden überrascht werden. Sie glaubten ja an diese Dinge nicht. Wie sollten sie auch?

Remi seufzte.

Ein Kleinbus fuhr in den Ort. Seine Räder wirbelten Staub hoch.

Remi wußte, daß die Bauarbeiter wieder gebracht wurden, die kilometerweit entfernt in anderen Orten ihr Brot verdienten. Nur zum Wochenende kamen sie nach Hause.

Und heute war Freitag.

Ein Freitag im April, der Tag, an dem sich das Licht verfinstern und der Ort Alcoste sterben würde.

Der alte Remi überlegte, ob er nach Hause gehen sollte. Janine hatte er warnen können, ihre Eltern und Großeltern würden ihm kaum glauben, deshalb blieb er auch stehen und faltete seine Hände über dem Stockgriff zusammen.

Er murmelte ein Gebet…

Die Worte drangen flüsternd über seine Lippen. Der Greis bat um Schutz für die Menschen und den Ort, obwohl er genau wußte, daß es keinen Sinn haben würde.

Das Unheil ließ sich nicht aufhalten. Vielleicht konnte er es etwas mildern.

Wieder warf er einen Blick in den Himmel. Die graue Wand ließ sich einfach nicht vertreiben. Sie schob sich näher an Alcoste heran und verdichtete sich noch.

Auch das gelbe Innere blieb. Es schien gleichzeitig ein Glutofen zu

sein, denn ein Schwall von Wärme drang gegen den alten Mann. Sie war nicht natürlich für diese Jahreszeit, viel zu heiß und auch drückend. Eine Wärme, die in der Wüste geboren war, scheußlich eigentlich und atemraubend.

Remi besaß nicht mehr viele Haare. Er schwitzte unter seiner Mütze, die er stets auf dem Kopf behielt. Wenn er atmete, hatte er den Eindruck, Wärme zu trinken und auch den Staub, der plötzlich hochgewirbelt wurde.

Ein Zeichen dafür, daß der Wind kam…

Und der Wind war gefährlich, das wußte er. Er war alles zerstörend, er würde vernichten, er war der Staub, er war die Lösung.

Als Säuseln nahm Remi ihn wahr…

Leichte, unsichtbare Hände strichen über seine Kleidung, sie tasteten ihn ab. Sein Nacken wurde ebenso berührt wie die Hände und das Gesicht, obwohl er dem Wind den Rücken zudrehte.

Aber er hüllte ihn ein. Mantelartig umschwebte er ihn, liebkoste seine alte Haut, rüttelte einen Müden wach, lockte und wehte unsichtbar über den Boden.

Dennoch war er zu sehen.

Staubschleier hoben ab. Sie glichen langen, dünnen Laken, die in den Ort hineingetragen wurden, als würden sie auf Wellen reiten.

Sie huschten über die Hausdächer hinweg, suchten sich ihre Wege zwischen den Häusern, füllten die Gassen aus, die breiteren Straßen ebenfalls und schnappten nach umherliegendem Abfall, den sie gierig ergriffen und in die Höhe schaufelten.

Papier, Dosen, Kartons – der Wind trieb es vor sich her, spielte mit ihnen, schleifte es an Hauswänden vorbei, glitt über Fensterscheiben, als wollte er mit seinen nichtsichtbaren Armen an die Scheiben klopfen.

Jetzt hatten auch die Menschen in Alcoste bemerkt, was hier vor sich ging.

Wenn Fenster offenstanden, wurden sie geschlossen. Noch war es ruhig, so vernahm der alte Remi die läuten Stimmen, die zu ihm hochschallten. Die Menschen beschwerten sich über den Wind. Sie waren ihn und seine Wärme um diese Zeit nicht gewohnt, aber das hätte ihnen der alte Remi besser erklären können.

So wartete er.

Langsam drehte er sich wieder um. Er wollte sehen, was mit der dunklen Wolkenbank geschehen war, der er in den letzten Minuten den Rücken zugedreht war.

Als ängstlichen oder schreckhaften Menschen bezeichnete er sich nicht, das Alter ließ den hastigen Schrecken einfach nicht mehr zu, doch als er in die Höhe schaute, da stockte ihm fast der Atem.

Die Wolke hing über ihm. Unsichtbar war sie vorangekommen und

hatte sich seinen Platz über seinem Kopf gesucht. Dort stand sie wie eine graue, finstere Drohung mit einem schwefelgelben Maul, das wie eingeschnitten wirkte.

Ein Höllenmaul…

Remi hielt den Atem an, auch der Wind säuselte nicht mehr. Der Staub senkte sich wieder zu Boden. Der Greis aber wußte, daß es erst der Anfang vom Ende gewesen war, ein gewisses Vortasten, das Finale, das vernichtende Ende würde noch kommen.

Er hatte sich nicht geirrt!

Es begann jenseits des Bahndamms. Als hätte dort ein gewaltiges Maul in den Boden hineingepustet, so entstand dort eine riesige Wolke. Ein Gemisch aus Erde, Sand und Staub.

Sie blieb sekundenlang so stehen. Auch im Ort selbst hatte man sie gesehen, die Menschen waren verwundert, denn die Wolke mußte ihnen vorkommen wie eine unheimliche Projektion.

Unbeweglich blieb sie.

Wie auch der alte Mann, der plötzlich flüsterte: »Es ist soweit. Ja, es ist soweit. Ich spüre es. Mein Innerstes wird aufgewühlt. Es ist das Ende…«

Das letzte Wort sprach er mit einem dumpfen Ton, während er seinen Kopf nach vorn drückte und nickte.

Da passierte es.

Tausend Schreie gepeinigter Seelen vermischten sich zu einem furchtbaren Inferno, das nicht mehr aufzuhalten war und über Alcoste herfiel.

Den alten Mann erwischte es zuerst. Er konnte sich den Gewalten nicht mehr entgegenstemmen, riß seine Arme hoch, verlor seinen Stock, den eine plötzliche Bö packte und fortwirbelte.

Dann kippte auch der Greis. Zuerst fiel er auf die Knie, richtete seinen Oberkörper noch auf, aber die prasselnden Windschläge kamen knüppeldicht. Sie hämmerten ihn zu Boden, wo er sich mit seinen gichtkrummen Händen festkrallte und mühsam den Kopf so weit anhob, daß sein Kinn nicht mehr den Boden berührte.

Über und um ihn herum tobten die Elemente. Die Luft war erfüllt von einem gewaltigen Brausen. Es entstand zusammen mit dem unheimlich klingenden Pfeifen und Heulen, zu vergleichen mit einer schrillen Orgelmusik, die über die Stadt hinwegfegte.

Der alte Mann wollte sehen. Er kroch ein Stück weiter, so daß er Deckung hinter einer schmalen Mauer fand. Dort stemmte er sich noch einmal hoch und klammerte sich am Rand der Mauer fest.

Bis zum Ort konnte er nicht mehr schauen. Er hörte auch die Schreie der Menschen nicht, nur der Staub und das gewaltige Heulen und Toben lag in der Luft.

Einmal hatte er den Eindruck, als würde dicht vor ihm der Körper

eines Menschen wegfliegen. Das war bestimmt eine Täuschung, zudem wurde es immer schwerer, überhaupt etwas zu sehen.

Noch konnte er das Haus erkennen, in dem der Remi-Clan schon seit langer Zeit lebte.

Und dieses Gebäude verschwand. Es bewegte sich, als wäre es geschüttelt worden. Das Heulen verdichtete sich noch mehr. Der Sturm und der Staub wuchteten mit immenser Kraft gegen die Mauern. Sie hämmerten dagegen, und sie schafften es, das uralte Gestein zu zerstören.

Das Haus löste sich auf.

Es wurde zu einer Fahne im Staub, die in irgendeine Richtung hinwegwehte.

Nicht sofort, der Sturm ließ sich Zeit. Teil für Teil baute er nicht nur ab, er löste die Stücke sogar auf, so daß diese sich mit seinem Staub vermischten.

Das war das Grauen, das war es gewesen, wovor der alte Remi sich so gefürchtet hatte. Nicht nur ein einfacher Sturm aus der Sahara, nein, es war der verdammte Staub, der gegen die Mauern wehte und sie einfach auflöste.

Kein Stein konnte ihm widerstehen. Der Sand war mörderischer, war grausamer.

Und wie verhielt es sich mit den Menschen?

Bestanden sie nicht auch aus Materie, wie der Lehrer es so oft sagte? Selbst der alte Remi erinnerte sich daran. Er war als Erwachsener noch in die Schule gegangen, um einiges nachzulernen, aber der Lehrer hatte nie von den geheimnisvollen Dingen dahinter gesprochen. Staub war für ihn Staub. Daß es magischen Staub gab, hätte er wohl nie verstanden, auch wenn man es ihm gesagt hätte.

Und dieser verdammte Staub brachte eine Botschaft. Eine furchbare Sprache, die aus Tod und Vernichtung bestand.

Weshalb Remi plötzlich schrie, wußte er selbst nicht. Er mußte es einfach, aber sein Schrei ging im Donnern der mächtigen Gewalten einfach unter.

Für den Staub gab es keine Grenzen. Die Macht des Windes, der ihn begleitete, hämmerte ihn gegen die Wände und Mauern. Sie lösten sich auf, vereinigten sich mit ihm, und das gewaltige Heulen schien aus der tiefsten Hölle zu stammen. Tausende von Monstern jaulten gleichzeitig, hatten ihre Mäuler geöffnet, um eine Welt zu vernichten.

Der Ort Alcoste wurde gefressen.

Dächer verschwanden ebenso wie Mauern. Dann hatte der böse Staub freie Bahn. Er griff sich die Menschen, die sich verkrochen hatten, die in den Kellern hockten, in den Zimmern oder kleinen Kammern und mit ansehen mußten, wie sich ihre Häuser um sie herum auflösten.

Auch Remi wurde erwischt.

Noch hatte er sich festklammern können, aber schon bald weichte das Gestein, um das er seine beiden Hände gelegt hatte, völlig auf, und der Staub knirschte zwischen seinen Fingern. Er griff ins Leere!

Der Staub fiel ihn an wie ein hungriges Tier. Er schnappte zu. Es gab nichts, was zu schützen gewesen wäre. Kleidung konnte ihn nicht aufhalten. Seine winzigen Körner hatten sich zu einer prasselnden Masse vereint, die Schmerzen verursachten.

Abermals schrie der alte Mann.

Es war der letzte Schrei in seinem Leben. In der Bibel hieß es: Aus Staub bist du entstanden, zu Staub wirst du werden.

Dieser Ausspruch wurde für Remi schon vor seinem Tod zur schrecklichen Wirklichkeit.

Der alte Mann löste sich auf, wie ein Vampir, den jemand gepfählt hatte.

Und so erging es allen Lebewesen in Alcoste. Whisper, der Staubgeist, hatte seine erste grausame Spur hinterlassen…

***

Es wäre eigentlich ganz einfach gewesen.

In London ins Flugzeug steigen, bis Paris fliegen, dort umsteigen, in Toulouse landen und den Rest der Strecke mit dem Leihwagen fahren.

So hatten Suko und ich es uns auch vorgestellt, aber der Abbé war dagegen gewesen.

Um ihn ging es schließlich.

Abbé Bloch, der blind gewordene Führer der Templer, hatte es sich endlich überlegt und es geschafft, London zu verlassen, um in Alet-les-Bains seine neue Heimat zu finden. Dort befand sich auch die Kathedrale der Angst, wo das silberne Skelett Hector de Valois’ lag, zusammen mit dem Siegel des Richard Löwenherz, das Suko und ich in einem alten Brunnen in Jugoslawien gefunden hatten.

Wir hatten nichts dagegen gehabt, nur war der Abbé plötzlich mit einem Vorschlag herausgerückt, der uns überhaupt nicht gefiel, wovon er sich aber nicht abbringen lassen wollte.

»Wir werden mit dem Zug fahren!«

Wir hatten versucht, ihm diesen Vorschlag auszureden, er ließ nicht mit sich sprechen.

Bis Toulouse wollte er fliegen, dann aber nicht in einen Wagen steigen, sondern mit der Bahn fahren.

»Weshalb?«

Suko und ich hatten ihm die Frage gestellt. Der Abbé hatte nur gelächelt und keine Antwort gegeben. Er wollte später mehr darüber sagen, hatte er uns erklärt.

Später! Wann würde das sein? Ein Begriff wie Kaugummi – dehnbar, sehr lang. Bis Paris jedenfalls hatte er sich nicht erklärt. Im Flugzeug

war er praktisch still gewesen. Seine Augen lagen verborgen hinter den dunklen Gläsern einer Brille, dennoch fühlte er sich nicht waffen- oder hilflos.

Der Abbé hatte von uns eine Waffe bekommen!

Es war der Würfel!

Dies ging zurück auf meine Initiative. Ich hatte die anderen davon überzeugen können, daß es besser wäre, wenn wir den Würfel abgaben. Der Abbé war einfach eine zu wichtige Person innerhalb unseres Kampfes gegen die Mächte der Finsternis. Da ich sein Blindwerden nicht hatte verhindern können, obwohl ich alles versuchte, waren in mir Schuldgefühle entstanden. Ich hatte einfach etwas tun müssen und war nach langem Überlegen dazu gekommen, dem Abbé den Würfel zu geben.

Jetzt besaß er ihn.

Auf dem Bahnhof in Toulouse hatten wir einen Aufenthalt von einer Stunde.

Alet-les-Bains besaß keinen Bahnhof, dennoch wollte der Abbé mit dem Zug fahren.

»Und wie kommen wir an unser Ziel?« hatte ich noch gefragt.

»Macht euch keine Sorgen, wir werden es erreichen – oder auch nicht«, hatte er nachdenklich hinzugefügt, »denn es wird nicht so einfach für uns sein.«

Er hatte gesprochen, als wüßte er mehr. Trotz unseres Drängens gab er nicht nach.

Und so warteten wir auf den Bummelzug, der von Toulouse in Richtung Süden fuhr. Die Stadt Alet-les-Bains liegt in einem nördlichen Ausläufer der Pyrenäen.

Der Expreß nach Perpignan war schon durch. Auf dem gleichen Gleis lief auch unser Zug ein. Er würde über Carcassonne fahren und dann in Richtung Süden abbiegen. Über Limoux und Quillan quälte er sich der spanischen Grenze entgegen, ohne diese jedoch zu überqueren.

Ein richtiger Bummelzug, wie man ihn noch von früher her kannte, der an zahlreichen Stationen hielt und die Reisenden aufnahm.

Ich hatte Suko und den Abbé allein gelassen. An einem Kiosk kaufte Ich etwas zu trinken und zwei Baguettes. Der Abbé wollte nichts essen. Die mit Käse und Salat belegten langen Brötchen waren für Suko und mich. Mit der Tüte und zwei Dosen Saft kehrte ich zu den beiden zurück und setzte mich neben Suko.

Wir begannen zu essen.

Der Abbé sprach kein Wort. Er hockte steif auf der Bank. Den Kopf hielt er etwas vorgeschoben. Die dunkle Brille gab seinem blassen Gesicht einen etwas unheimlichen Ausdruck. Wenn uns Reisende passierten, wurde der Abbé stets angeschaut, besonders von den Kindern, auf die er ebenfalls wirkte.

Toulouse besaß einen alten Bahnhof. Ein gerüstartiger Bau aus Metall, wobei noch über unseren Köpfen eine halbrunde Decke aus Streben und Glas zusammenlief.

Wir aßen und tranken. Mit der Ankunft des Zuges war in einer Viertelstunde zu rechnen, wir konnten uns also Zeit lassen.

Den Würfel trug der Abbé bei sich. Er wollte sich freiwillig nie mehr von ihm trennen. Zwar konnte er nicht mehr sehen, aber durch den Würfel hatte er so etwas wie ein drittes Auge bekommen.

Bloch erkannte Dinge, die anderen Menschen verborgen blieben.

Auch Gefahren…

Das hatten wir bereits bei unserem letzten Fall erlebt, als er uns vor Jarveena warnte, der Rächerin aus Aibon.

Ich spülte den letzten Bissen mit einem Schluck Orangensaft herunter und warf Papier und Dose zielsicher in einen in der Nähe stehenden Papierkorb. Dann holte ich eine Zigarette aus der Schachtel, lehnte mich zurück und rauchte.

Ich schaute dem Qualm nach, der vom Wind erfaßt wurde und allmählich zerflatterte.

Suko stieß mich an und gab mir seine Reste, die ich ebenfalls in den Korb warf.

»Willst du uns noch immer nichts sagen?« fragte der Inspektor.

Der Abbé schüttelte den Kopf.

»Aber jetzt sind wir hier.«

»Noch nicht weit genug, Suko.«

»Wie meinst du das?«

»So wie ich es gesagt habe.«

Obwohl Bloch es nicht sehen konnte, schüttelte ich den Kopf. »Irgendwie verstehe ich dich nicht«, sagte ich. »Das ist mir einfach zu hoch. Weshalb willst du nicht mit der Sprache herausrücken?«

»Es wäre zu gefährlich.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Doch, John Sinclair. Ihr würdet vielleicht etwas unternehmen, das ich nicht gutheißen kann.«

»Und was?«

»Bitte, fragt nicht weiter. Es hängt mit dem Würfel zusammen. Ich möchte außerdem noch einmal betonen, wie dankbar ich bin, daß ihr euch meiner angenommen habt.«

»Das war doch selbstverständlich«, erklärte ich, obwohl ich da ein wenig log. Es hatte uns schon einige Überredungskünste gekostet, von unserem Chef die Erlaubnis zu bekommen, London verlassen zu können. Aber wir wollten einfach sehen, wie der Abbé lebte.

Seine Getreuen, die sich nicht in Alet-les-Bains aufhielten, hatte er nicht benachrichtigt. Er wollte sie überraschen. Sie wußten nur, daß er lebte, mehr nicht.

Ich schaute einigen Spatzen nach, die sich um Brotkrümel stritten.

Hinter uns rollte ein Zug ein. Selbst die Bank, auf der wir saßen, schien zu vibrieren.

Unser Zug war bereits auf der kleinen Tafel angekündigt worden.

Er hatte zum Glück keine Verspätung.

In London war es noch kühl gewesen, doch hier, im Süden Frankreichs, hatte der Frühling bereits Einzug gehalten. Der meiste Schnee war geschmolzen, und die Sonne tauchte das Glasdach des Bahnhofs in ihren goldfarbenen Schein.

Ich trat meine Zigarette aus, stand auf und holte mir eine Zeitung.

Etwas gelangweilt blätterte ich sie durch, während Suko die Umgebung beobachtete.

Bisher war unsere Reise glimpflich verlaufen. Das hieß nicht, daß es auch so bleiben mußte. Zudem hatte uns der Abbé durch sein Verhalten gewarnt. Irgend etwas mußte in der Luft liegen, das allerdings nur er spürte.

»Der Zug kommt«, sagte Suko.

Ich faltete die Zeitung zusammen und schaute nach rechts. Schon erklang über Lautsprecher die Durchsage, und wir standen auf.

Auch der Abbé erhob sich. Von uns wollte er sich dabei nicht stützen lassen. Mit der rechten Hand hielt er den Griff seines weißen Blindenstocks umklammert, mit dem er sich vortastete.

Suko schob seinen Arm unter den des Abbés und näherte sich mit ihm zusammen dem Zug.

Wir besaßen Karten der ersten Klasse, weil wir unbedingt in einem Abteil sitzen wollten. Bis auf einen befanden sich nur Wagen der zweiten Klasse hinter der Lok. Wir mußten vorgehen bis zum dritten Wagen.

Ich öffnete die Tür. Warme Luft schlug uns entgegen. Der Zug war in der Sonne aufgeheizt worden.

In der Mitte betraten wir ein Abteil. Nur wenige Reisende stiegen in den Zug. Die meisten davon waren Jugendliche, die in Toulouse zur Schule gingen und in den umliegenden Dörfern wohnten. Sie stiegen nicht in der ersten Klasse ein.

Suko und ich nahmen am Fenster Platz und saßen uns dort gegenüber. Der Abbé hatte sich neben mich gesetzt und die Beine ebenfalls ausgestreckt. Er sprach nicht, konzentrierte sich auf die Geräusche und hörte, ebenso wie wir, das Zuschlagen der Türen.

Die typische Atmosphäre kurz vor Anfahren umgab uns. Jemand pfiff auf einer Trillerpfeife. Der Lokführer verstand das Zeichen, und wenig später lief ein Ruck durch die Wagen.

Wir rollten.

Ich schaute aus dem Fenster. Die Bahnsteige glitten vorbei. Menschen verschwammen, blieben zurück, wir verließen die Halle und rollten

hinein in das offene Industrie-Gelände rund um den Bahnhof.

Wenig später überquerten wir die Garonne, einen Fluß, der Hochwasser führte und uns eine Zeitlang begleitete.

Es wurde eine relativ lange Fahrt, immer wieder durch Stopps unterbrochen.

War der Zug in Toulouse noch halbvoll gewesen, so änderte sich dies sehr schnell.

Hinter Castelnaudary wurden die Wagen praktisch leer. Ich schaute auf die wunderbare Landschaft. Alles begann zu grünen oder stand schon in der Blüte.

Die Berge waren schneefrei, Wälder begleiteten uns, auch mal ein kleiner Fluß. Dann wurde es Mittag und sehr warm. Ich hatte meine Jacke ausgezogen, war einige Male aufgestanden, in den Gang getreten. Weil ich mich bewegen wollte.

Sehr bald schon rollten wir in Richtung Süden. Jenseits der Hauptstrecke war die Gegend einsamer, die Orte kleiner, die Berge erschienen mir wuchtiger und die Täler weiter. So ähnlich sah es auch in Alet-les-Bains aus, einem Ursprungs-Zentrum der Templer, dessen Anführer der blinde Abbé war.

Kontrolliert worden waren wir schon, deshalb schauten wir überrascht auf, als der Schaffner plötzlich die Abteiltür aufriß.

Suko und ich schauten ihn gespannt an, nur Bloch rührte sich nicht.

»Was gibt es?« fragte ich, denn ich hatte bemerkt, daß der Mann etwas auf dem Herzen hatte.

»Der Zug wird in Limoux enden«, erklärte er uns.

»Ach. Und weshalb?«

»Wir können nicht mehr weiter. Ein Sturm, wissen Sie…«

»Nein, Monsieur, ich weiß nichts.«

Der Schaffner war nervös und wischte die feuchte Handfläche an seinem Hosenstoff ab. »Pardon, aber ich kann Ihnen auch nicht viel sagen. Ich weiß nur, daß wir nicht mehr weiterkönnen.«

»Und wie erreichen wir unser Ziel?« fragte Suko.

»Keine Ahnung, aber das ist höhere Gewalt.«

»Können wir uns in Limoux einen Leihwagen nehmen?« erkundigte ich mich.

»Wahrscheinlich.«

»Danke.«

Froh, seine Botschaft losgeworden zu sein, zog sich der Schaffner wieder zurück.

»Das ist ein Ding«, sagte ich und schüttelte den Kopf, hielt aber mit der Bewegung inne, als ich die Stimme des Abbé hörte.

»Es war keine höhere Gewalt«, sagte er leise. »Das war vielleicht höhere Magie.«

Ich schaute ihn an und Suko ebenfalls. Der Inspektor beugte sich vor.

»Das mußt du uns genauer erläutern.«
»Ich wußte es.«
»Was?« fragte ich. »Daß wir nicht bis in die Nähe von Alet-les-Bains durchkommen?«
»So ist es.«
»Was weißt du denn noch?«
»Nicht viel, zu wenig eigentlich«, erwiderte er. »Aber ich hätte überhaupt nichts gewußt, wenn sich der Würfel nicht gemeldet hätte. Versteht ihr?«
Ich war ehrlich. »Eigentlich nicht, Abbé. Nur soviel, daß dich der Würfel gewarnt hat.«
»Das stimmt auch.«
»Wovor hat er dich gewarnt?«
»Ich kann es nicht sagen, aber wir werden es erleben, wenn wir nach Alet-les-Bains fahren.«
»Das hättest du auch früher sagen können«, beschwerte sich mein Freund Suko.
»Ich habe bewußt gewartet. Es gibt Dinge, über die soll man reden, wenn es soweit ist.«
»Nun ja, wir werden sehen«, sagte ich.
»Wann müssen wir aussteigen?« fragte Suko.
»An der nächsten Station, glaube ich.«
»Nun ja.« Der Inspektor schielte zu unseren Koffern hoch, die im Gepäcknetz lagen. Es waren nur zwei. Der größere gehörte dem Abbé. Suko und ich teilten uns den kleineren. Schließlich waren wir nicht zu einer Modenschau unterwegs.
Zwar streckte ich die Beine weit von mir und wirkte auf andere ziemlich gelassen, das aber täuschte. Ich war schon gespannt, weshalb die Fahrt unterbrochen wurde.
Wenn der Abbé mehr gesagt hätte, wäre mir auch wohler geworden, aber der schwieg.
Ungefähr fünf Minuten später erschienen die ersten Häuser von Limoux. Es waren die kleinen Vororte, durch die wir rollten. Limoux war keine große Stadt, sie lag auch abseits der viel befahrenen Bahnlinien oder Straßen, aber sie gefiel mir, weil sie sich gegen die Hänge der Berge schmiegte. Auf einem Plateau sah ich eine alte Kirche. Auch Weinhänge entdeckte ich. Beschützt wurden sie von mächtigen Wäldern aus Laubbäumen, die im heißen Sommer Schatten gaben.
Der Zug rumpelte in den kleinen Bahnhof. Suko holte die Koffer aus dem Gepäcknetz, während ich mich um den Abbé kümmerte und ihn aus dem Abteil führte.
Als der Zug hielt, standen wir schon auf dem Gang. Bis zur nächsten Tür waren es nur mehr ein paar Schritte. Suko hatte sie schon

aufgestoßen und kletterte mit dem Gepäck nach draußen.

Ein angenehmer Wind empfing uns auf dem Bahnsteig. Er mußte von den Bergen kommen und wehte in unsere Geichter, die er etwas kühlte. Im Wagen war es schon fast heiß gewesen.

Der Bahnhof machte einen idyllischen, fast verschlafenen Eindruck. Er gefiel mir. Hier hatte man noch Zeit, aber ich erlebte auch die Unruhe, die vor allen Dingen beim Bahn-Personal herrschte.

Nahe der Lok standen einige Beamte zusammen und diskutierten heiß. Was sie sagten, konnte ich nicht verstehen.

»Ich werde noch einmal fragen«, sagte ich, doch der Abbé hatte etwas dagegen und hielt mich fest.

»Nein, John, tu es nicht. Es hat schon alles seine Richtigkeit, glaub mir.«

»Was hat seine Richtigkeit?«

»Kümmere dich bitte um einen Leihwagen.«

»Bleibt ihr solange hier?«

»Ja«, sagte Suko.

Ich ging kopfschüttelnd davon. Mir gefiel die Sache nicht. Irgend etwas hatte sich zusammengebraut und schien uns überrollen zu wollen. Der Abbé hatte nicht von einer höheren, dafür aber von einer magischen Gewalt gesprochen.

Wenn ein Zug nicht mehr weiterfuhr, mußte das einen Grund haben. Nur – welcher Art? Eine Überschwemmung, ein Erdbeben, eine Explosion?

Ich wußte es nicht.

Die alte Bahnhofshalle hatte ich schnell durchquert und schritt durch die breiten Ausgangstüren hinaus in den Sonnenschein, der auf einen halbrunden Vorplatz fiel, wo sich ein alter Steinbrunnen im hellen Schein badete.

Ich sah Taxis, einige Geschäfte, halbleere Parkplätze und wandte mich an einen zeitungslesenden Taxifahrer.

»Pardon, Monsieur, aber wo kann ich hier einen Leihwagen bekommen? Gibt es hier so etwas?«

Zu meiner Verwunderung bejahte er die Frage. »Sie bauchen nicht einmal weit zu laufen. Bei einem Touristen-Büro, das Trips in die Berge vermittelt, können Sie einen Wagen bekommen.«

»Danke sehr.«

»Schon gut.« Er las weiter seine Sportberichte.

Das Büro war nicht zu verfehlen. Ich fand es in der Ladenzeile direkt am Bahnhof. Man fragte freundlich nach meinen Wünschen, und ich entschied mich für einen zwei Jahre alten Renault 30.

Die Leihgebühr war schnell entrichtet, die Formulare ausgefüllt und unterschrieben. Der Wagen stand auf dem Hof. Auf dem grasgrünen Metallic-Lack lag eine Schicht aus grauem Staub. Man übergab mir

Schlüssel und Papiere, dann war die Sache gelaufen.
Ich fuhr bis zu den freien Parkplätzen und ließ den Wagen dort stehen.
Suko und der Abbé hatten in der kühlen Halle gewartet. »Alles okay?« fragte mich der Chinese.
»Sicher.«
Wir gingen. Der Abbé setzte sich in den Fond. Ich öffnete das Schiebedach so weit, daß uns die Sonne nicht auf die Köpfe knallte.
Suko überließ mir das Steuer.
Wieder mußte ich mich umstellen, da in Frankreich rechts gefahren wurde. »Und wohin jetzt genau?« fragte ich den Abbé, als wir vor einer Ampelkreuzung halten mußten.
»In Richtung Alcoste.«
»Und dann?«
»Geht es nach Alet-les-Bains, falls wir das noch schaffen.«
»Weshalb sollten wir nicht?«
»Weißt du!« meldete er sich aus dem Fond. »Wenn ein Zug schon nicht fährt, muß das seine Gründe haben.«
»Das weiß ich auch.« Ich konzentrierte mich auf ein Hinweisschild und kickte den Blinkhebel nach links. »Aber es gibt gewisse Dinge, über die bin ich gern informiert, um keine bösen Überraschungen zu erleben. Du hast anscheinend mehr gewußt, Abbé. Was weißt du? Was hat dir der Würfel berichtet?«
»Ich kann es euch nicht genau sagen. Er warnte mich nur vor der Gefahr, die in der Nähe der Kathedrale lauert.«
»Was ist das für eine Gefahr?«
»Da bin ich leider überfragt, John. Ich weiß nur, daß sie vorhanden ist. Bitte, frage nicht zuviel. Vielleicht will man nicht, daß wir Alet-les-Bains erreichen.«
»Wer ist man? Baphometh?«
»Möglicherweise.«
Ich schüttelte den Kopf. »Du sprichst mir einfach zu sehr in Rätseln, Abbé. Tut mir leid.«
»Ja, mich stört es auch.«
Ich hatte Blochs Stimme angehört, daß er nicht mehr reden wollte.
Auch Suko und ich schwiegen.
Kurz hinter dem Ort überquerten wir einen Fluß. Es war die Aude, die auch in Alet-les-Bains vorbeifloß. Sie führte viel Wasser durch die Schneeschmelze in den Bergen.
Und hinein in die Berge mußten wir fahren. Nach Alcoste führte der Weg über den Col de l'Espinas, einen nicht sehr hohen, aber kurvenreichen Paß.
Mit viel Verkehr brauchten wir nicht zu rechnen. Die Straße war auch relativ ausgebaut, wurde in den Bergen allerdings schmaler.

Uns bot sich ein wundervolles Panorama. Die Luft war herrlich klar.

So wünschte man sich den Frühling mit seiner sonnigen Pracht. Die Bahnlinie sahen wir noch einige Male. Von einer Katastrophe konnten wir hier nichts entdecken.

Auf der Paßhöhe und neben einem Steinhaus, das auch als Gaststätte diente, hielten wir an. Der Wind wehte hier kühler. Er fuhr in das Geäst noch kahler Bäume. Schneereste lagen an geschützten Stellen.

Ein kleiner See wirkte wie gemalt. An seinem Ufer saß eine Familie und aß.

»Weshalb hältst du an?« fragte der Abbé.

»Weil wir auf dem Paß sind und ich mich erkundigen möchte, was in Alcoste geschehen ist.«

Das Lokal bestand aus einem Raum. Eine Mischung aus Gaststätte und Verkaufsraum. Zwischen Lebensmitteln standen verstaubte Ansichtskarten und andere Souvenirs. Eine Frau in meinem Alter war dabei, den Boden zu wischen und schaute hoch, als ich die Tür öffnete. Ich blieb auf der Schwelle für einen Moment stehen. Meine Gestalt hob sich als dunkler Umriß ab, und die Frau bekam einen Schreck. Sie schlug ein Kreuzzeichen und sprach einige Worte in ihrer spanischen Heimatsprache.

Ich grüßte freundlich und trat an den schmalen Verkaufstresen.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Geben Sie mir bitte eine Tafel Schokolade.«

»Ja, gern.« Sie holte das Gewünschte aus dem Regal.

Während ich zahlte, fragte ich: »Wir wollen weiter nach Alcoste. Können Sie mir sagen…?«

»Was?« rief sie und ließ vor Schreck das Geld fallen. Es rollte über die Theke.

»Ja, warum?«

»Aber wissen Sie denn nicht…?«

»Was soll ich nicht wissen?«

»Daß es Alcoste nicht mehr gibt.«

Ich runzelte die Stirn und beobachtete die Wirtin, in deren Augen Trauer lag, allerdings gemischt mit Schrecken und Angst. Sie hatte die Hände gefaltet, weil sie zitterten.

»Was heißt das, es gibt Alcoste nicht mehr?«

»So wie ich es Ihnen sagte. Die kleine Stadt ist verschwunden.«

»Einfach so?«

»Ja, sie war weg. Nach dem Sturm. Kein Haus stand mehr. Es gab nichts.« Jetzt senkte sie ihre Stimme. »Nicht einmal Menschen.«

»Und wann war das?«

»Gestern.«

»Was hat man unternommen?«

Da lachte die Frau auf. »Wenn Sie die Behörden meinen, Monsieur,

die haben nichts getan, gar nichts, verstehen Sie?« Das Geld verschwand jetzt in der Kasse. »Man schweigt es tot – noch…«

»Was ist der Grund?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Aber hier ist Endstation. Sie kommen wohl nicht nach Alcoste hinein. Der Staub und der Sand haben eine Barriere gebildet.«

Ich schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht. Lassen Sie mich zusammenfassen. Da kam ein Sturm auf, der eine ganze Stadt verwüstete?«

»So ist es.«

»Und wie haben Sie den Sturm erlebt?«

Staunend schaute sie mich an. »Überhaupt nicht«, flüsterte sie.

»Ich habe ihn überhaupt nicht erlebt. Er kam nicht bis zum Paß hoch. Er tobte sich im Tal aus.«

Ich nickte. »Ist das Gelände denn abgesperrt worden?«

»Noch nicht, Monsieur, aber ich habe Armeehubschrauber gesehen, die es überflogen haben. Man wird etwas unternehmen, davon bin ich überzeugt. Nur was das sein wird, das kann ich Ihnen auch nicht sagen.«

Ich steckte die Schokolade ein. »Na, dann danke ich Ihnen auf alle Fälle für die Informationen.«

»Wollen Sie trotzdem fahren?«

»Au revoir und alles Gute, Madame.« Ich ging, denn ich wollte die Frau nicht mit Dingen belasten, die nur uns etwas angingen. Sehr nachdenklich schritt ich zurück zum Wagen, setzte mich wieder hinter das Steuer und wurde vom Abbé angesprochen.

»Du warst ziemlich lange weg, John.«

Ich starrte durch die Scheibe auf die Paßstraße. »Ja, das war ich. Und nicht ohne Grund.«

»Was ist geschehen?«

Ich drehte mich um und schaute Bloch an, obwohl er mich nicht erkennen konnte. »Es ist schrecklich, aber wahr. Am gestrigen Tag hat ein Naturereignis, ein Sturm, eine gesamte Ortschaft zerstört und mit ihr die darin lebenden Menschen.«

Suko neben mir wurde bleich. Der Abbé aber reagierte zu ihm völlig entgegengesetzt. »Ja, ich weiß, daß es passiert ist. Der Würfel hat es mir mitgeteilt.«

Das war ein Hammer. »Und dann hast du uns nichts gesagt?«

»Nein, ich war auch nicht sicher. Aber jetzt bin ich es. Es war ein magisches Ereignis.«

Ich atmete tief aus und fragte flüsternd: »Baphometh?«

»Nein, nicht er.« Der Abbé senkte den Kopf. Seine Brille rutschte etwas nach vorn.

»Wer dann?« Auch Suko war ungeduldig geworden.

»Whisper«, bekamen wir zu hören.
»Es war Whisper, der Staubgeist…«

***

Manchmal waren die Kurven eng, dann wieder breiter, so daß ich nicht zuviel kurbeln mußte. Mir aber wollte ein Name nicht mehr aus dem Kopf.

Whisper, der Staubgeist!

Der Abbé hatte ihn erwähnt und hatte es sich auch gefallen lassen müssen, daß wir ihn mit Fragen bombardierten, doch Antworten hatten wir kaum bekommen.

Er wußte oder wollte nichts wissen. Seine dürftigen Informationen hatte er allein durch den Würfel bekommen.

Aber Whisper war gefährlich. Wer ihn geweckt hatte und woher er gekommen war, konnte uns Bloch auch nicht sagen. Wahrscheinlich war er derjenige, der unsere Ankunft verhindern sollte.

Noch war es uns nicht gelungen, einen Blick in das Tal zu werfen, indem der Ort Alcoste einmal gestanden hatte. Berghänge versperrten uns die Sicht.

Autos kamen uns nicht entgegen. Dieses Land wirkte tot, leer und ausgestorben. Der Himmel über uns strahlte in einer herrlichen Bläue. Die Sonne wirkte wie ein zerplatzter Ball und leuchtete in einem strahlenden Weißgelb.

Raubvögel hatten ihre Schwingen ausgebreitet und ließen sich von den Aufwinden tragen. Sie kümmerten sich um nichts, waren nur stumme und genaue Beobachter.

Natürlich drehten sich unsere Gedanken um das Gehörte. Ich fragte den Abbé: »Hat dir der Würfel wirklich nicht mehr gesagt?«

»Nein, John. Abgesehen davon, daß er nicht reden kann, waren seine Informationen dürftig. Ich bin jedoch sicher, daß die Katastrophe etwas mit unserem Erscheinen zu tun hat.«

»Wie groß war Alcoste?« wollte Suko wissen.

»Ein Fleck in den Bergen, mehr nicht. Man kann die Stadt in der Größe mit Alet-les-Bains vergleichen.«

»Und jetzt ist sie vernichtet«, meinte Suko. »Wie auch ihre Bewohner. Das ist kaum zu fassen. Warum Alcoste, weshalb nicht Alet-les-Bains?«

»Vielleicht wird dieser Ort folgen.«

Die Antwort des Abbés erschreckte uns. »Und dann sind wir wahrscheinlich dort«, sagte ich.

»Falls wir es schaffen.«

Ich konzentrierte mich auf die Straße und fuhr langsamer. Die nächste Kurve war sehr eng, nahm aber in der zweiten Hälfte an Breite zu. Uns wurde der erste volle Blick in das Tal gewährt, in dem einmal ein Ort namens Alcoste gelegen hatte.

Ich stoppte ab, weil ich einfach Zeit brauchte, um den Eindruck in mich aufzunehmen. Nein, auch im Wagen sitzend gefiel es mir nicht. Deshalb stieg ich aus, und Suko tat es mir nach.

Beide blieben wir vor dem Renault stehen, blickten über den linken Rand der Paßstraße hinweg und sahen nicht einmal sehr weit unter uns ein Meer.

Ja, ein Meer ohne Wasser. Gebildet aus Staub und Sand.

Der Wind hatte mit dem Staub gespielt und ihn an der Westseite des Tals höher getürmt als im Osten. Über der Staubwüste gleißte das Sonnenlicht. Es fiel auch auf die Kristalleinschlüsse und ließ sie funkeln.

Ich hatte eine Gänsehaut bekommen und hörte Suko fragen:

»Kann das wahr sein, John?«

»Ja, es ist wahr.«

»Verdammt, ich kann es einfach nicht glauben. Das… das ist mir zu hoch, ehrlich.«

»Was willst du machen? Aus einer Stadt wurde Staub und Sand.«

»Und die Menschen? Haben die sich ebenfalls aufgelöst?«

»Es sieht so aus«, erwiderte ich kratzig.

»Wie ist es mit den Autos, den Tieren, den Motorrädern, all den Gegenständen, die wir zur sogenannten Zivilisation zählen. Wo sind sie? Haben sie sich ebenfalls aufgelöst?«

»Ich kann es dir nicht sagen, Suko.« Die Sonne brannte mir in den Nacken, wo sich bereits eine Schweißschicht gebildet hatte, die ich wegwischte.

Wenn der Wind über die Staub- und Sandfläche fuhr, wühlte er sie an einigen Stellen auf und ließ breite Fahnen in die Höhe steigen, die wie grüßend durch das Tal schwebten.

Ein totes Stück Erde. Ein Gebiet, wo niemand mehr leben konnte oder leben wollte. Magisch verseucht und gleichzeitig magisch zerstört. Für mich ein Rätsel.

Wie hatte der Abbé noch gesagt? Whisper, der Staubgeist, trug für dieses Grauen die Verantwortung. Sollte das stimmen, mußte er ein verdammt mächtiger Dämon sein.

Suko dachte in diesen Augenblicken praktischer. »Ob wir da durchkommen, ist fraglich, John. Oder siehst du vielleicht eine Straße?«

»Nein.« Ich drehte mich wieder um. »Überfliegen können wir es auch nicht. Laß es uns versuchen.«

»Okay.«

Als wir einstiegen, stellte der Abbé seine Frage. »Na, wie sieht es aus?«

»Schlimm«, antwortete ihm Suko. Er hämmerte die Tür zu. »Verdammt schlimm. Es gibt den Ort nicht mehr. Wir haben nichts

gesehen, nur ein Meer aus Sand und Staub.«

»Ja, Whisper ist grausam.«

Ich schlug mit der flachen Hand auf den Lenkradring. »Verflixt, Abbé, du redest von Whisper, als würdest du ihn kennen. Hast du Informationen zurückgehalten?«

»Nein, ich gebe nur das weiter, was mir der Würfel berichtete, wenn ihr versteht.«

»Ja, das stimmt, wir verstehen alles!« Ich war wütend, so klang auch meine Stimme. Die Wut ließ auch dann nicht nach, als ich anfuhr und den Rest der Kurve ziemlich schnell nahm.

Das Tal lag links vor uns und erinnerte an eine gewaltige, mit feinem Sand gefüllte Schüssel. Hier war etwas Furchtbares und gleichzeitig Unerklärliches geschehen, aber kein Mensch ließ sich blicken, um es zu kontrollieren. Die Behörden taten nichts, man hatte nur die Bahnlinie vorübergehend stillgelegt, ansonsten war nicht reagiert worden. Das kam mir doch mehr als merkwürdig vor, und ich sagte es dem Abbé auch.

»Vielleicht werden wir die Erklärung bekommen.«

»Von Whisper etwa?«

»Weshalb nicht?«

»Dann sage mir, wo ich ihn finden kann. Wo steckt er? Wo kann ich ihn sehen?«

»Du siehst ihn bereits, John.«

»Toll und wo?«

Der Blinde gab mir eine konkrete und dennoch ausweichende Antwort. »Jedes Staubkorn ist ein Stück von ihm. Whisper ist der Staubgeist, der Zerstörer, das weißt du. Sein Geist verteilt sich auf die kleinsten Teilchen. Reicht dir das?«

»Nein.«

»Dann kann ich dir auch nicht helfen.«

Suko legte mir eine Hand auf die Schulter. »Reiß dich zusammen, John, du bist doch sonst nicht so.«

»Ja, ich weiß, zum Teufel! Aber das hier geht mir bis über die Unterkante Oberlippe. So etwas darf doch nicht wahr sein. In welch einer verdammten Welt leben wir eigentlich?«

»In einer von Schicksalen und Grausamkeiten gezeichneten Welt, mein Lieber.«

»Das Gefühl habe ich mittlerweile auch.«

Ich hatte die Scheibe an meiner Seite herabgekurbelt. Der Wind fuhr in den Wagen und wehte kreiselartig durch sein Inneres. Hier unten war es wesentlich wärmer als auf der Paßhöhe. Aber nicht nur der Wind blies gegen unsere Gesichter, auch die ersten Stauboder Sandkörner bekamen wir ab. Einmal fuhren wir durch eine lange Staubfahne, verließen sie wieder, mußten abermals eine Kurve

nehmen und waren froh, daß wir die letzte vor dem verschwundenen Ort durchrollten.

Alcoste hatte mal eine Hauptstraße besessen. Davon war nicht mehr viel zu sehen. Vor uns lag eine glatte, sandige Fläche, ein Stück Wüste mitten in Europa, ein Meer aus Sand, über das schwache Staubfahnen geweht wurden.

Eigentlich hatte ich damit gerechnet, daß wir steckenbleiben würden. Das geschah nicht. Auf der Hauptstraße lag der Sand nicht so dick wie an den Rändern. Zwar ackerte der Wagen an einigen Stellen, doch durch den Frontantrieb ging es besser voran.

Wir selbst verschwanden innerhalb einer Wolke, konnten, wenn wir aus den Fenstern schauten, kaum etwas von der Umgebung erkennen, doch Suko war es, der schließlich laut »Stopp!« rief.

Ich bremste.

Suko löste den Gurt und stieg aus.

»Was ist los?« fragte ich ihn.

Noch an der Tür stehend, drehte er sich um. »Ich habe etwas gesehen, das nicht hierher paßt.«

»Und was?«

»Komm mit.«

Auch ich verließ den R 30. Der Abbé wollte sitzenbleiben und auf uns warten. Meine Füße versanken bis zu den Knöcheln und manchmal noch tiefer im Sand. Suko ging vor mir her. Er ließ ebenso eine Schleifspur zurück wie ich. Die Sonnenstrahlen brannten auf unsere Köpfe. Ich mußte die dunkle Brille einfach auflassen.

Was Suko gesehen hatte, paßte tatsächlich nicht in die grauenhafte Einöde. Er war neben einem Motorroller stehengeblieben, der aufgebockt stand und dessen Reifen im Sand verschwunden waren.

»Das habe ich gesehen, John.«

Ich umrundete das Fahrzeug, hob die Schultern und sagte: »Sorry, aber ich kann nichts Außergewöhnliches daran erkennen.«

»Ich auch nicht. Allerdings frage ich mich, wie der Motorroller hierherkommt?«

»Da muß vor uns jemand den Ort besucht haben.«

Mein Freund nickte. »Ich würde gern wissen, wo sich dieser Jemand verborgen hält und wer er ist.«

Plötzlich hörten wir eine helle Mädchenstimme rechts von uns aufklingen.

Wir drehten uns. Die Kleine mußte im Sand gelegen haben. Jetzt erhob sie sich, schüttelte den Staub ab und kam mit langsamen und schleifenden Schritten auf uns zu…

***

Ich betrachtete sie. Das Mädchen trug einen weit geschnittenen Rock

und eine Bluse sowie einen dünnen Pullover darüber. Ihr dunkles Haar wirkte schmutzig. Die Haut war schon gebräunt. Vom Typ her gehörte sie zu den Südländern. Ihr Gesicht zeigte Züge, aus denen das Kindhafte noch nicht völlig verschwunden war. Über Zwanzig konnte sie nicht sein. Ihre dunklen Augen waren ängstlich und fragend auf uns gerichtet.

»Wer sind Sie?« fragte ich.

»Janine Remi.«

»Und Sie gehörten nach Alcoste?«

»Ja, ich habe hier gelebt.«

»Außerdem überlebt. Wieso?«

Sie senkte den Kopf. Mit dem linken Fuß zeichnete sie einen Kreis in den Sand. Es fiel ihr schwer zu sprechen. »Ich… ich habe keine Tränen mehr und kann auch nicht weinen«, sagte sie, um sofort das Thema zu wechseln. »Wer sind Sie? Wo kommen Sie her? Sie sind fremd!«

»Ja, das sind wir«, sagte Suko und begann mit der Vorstellung.

Den Abbé vergaßen wir auch nicht.

»Abbé Bloch?« fragte Janine.

»Ja. Kennen Sie ihn?«

»Natürlich. Das heißt nein, ich hörte von ihm. Er wohnt aber nicht hier, sondern in Alet-les-Bains.«

»Stimmt auch wieder. Und dort wollten wir hin«, sagte ich. »Aber Sie haben uns noch nicht gesagt, was hier passiert ist. Hier hätte ein Dorf stehen müssen.«

»Ja, das hätte es.«

»Und dann?«

Sie schaute an uns vorbei und begann mit tonloser Stimme zu reden. »Dann kam er, der große Sturm. Es war furchtbar. Mein Urgroßvater hatte mich gewarnt. Ich lachte ihn noch aus, aber ich wollte zu einer Freundin fahren und verließ Alcoste vor dem großen Grauen. Mein Urgroßvater sprach von der völligen Vernichtung, was ich nicht glauben wollte, es aber nun mit eigenen Augen sehe und es selbst erleben muß.« Sie konnte nicht mehr weitersprechen.

Ihre Knie gaben plötzlich nach, und sie wirkte so, als wäre ein Windstoß hart in ihren Rücken gefahren.

Janine kippte nach vorn. Über ihre Lippen drang dabei noch ein leiser Ruf der Überraschung.

Suko und ich waren gleich schnell, sprangen auf sie zu und fingen sie ab. Janine war nicht bewußtlos. Ein Schwächeanfall hatte sie überkommen. In den Sand wollten wir sie nicht legen, brachten sie zum Wagen und setzten sie auf den Beifahrersitz.

»Haben wir etwas Trinkbares?« fragte ich.

»Nein.«

»Das ist auch nicht nötig!« hörten wir das junge Mädchen flüstern,

noch bevor ich den Sitz nach hinten legen konnte. »Es… es geht schon wieder. Das war alles etwas zu viel für mich.«

Sie strich durch ihr Gesicht, das sehr blaß geworden war. »Ich habe auch Hunger«, flüsterte sie.

Die Tafel Schokolade steckte noch in meiner Tasche. Leider war die Masse schon ziemich weich, Janine aß sie trotzdem mit einem wahren Heißhunger auf.

Ich saß neben ihr. »Haben Sie uns nicht noch etwas zu sagen?« fragte ich.

Sie nickte.

»Es ist am besten, wenn Sie sich alles von der Seele reden.«

»Aber Sie sind fremd.«

»Das stimmt. Abbé Bloch kennen Sie vom Hörensagen. Sie sollten an sich zu ihm Vertrauen haben. Vielleicht sind wir auch wegen dieser Katastrophe hergekommen.«

Janine nickte. Dann brach es aus ihr hervor. »Tot!« schrie sie und flüsterte danach. »Sie sind alle tot. Meine ganze Familie ist umgekommen. Man hat ihnen keine Chance gegeben. Menschen, Tiere, alles ist vernichtet worden – alles. Nur ich lebe!« Sie schaute mich fast vorwurfsvoll an. »Weshalb lebe ich? Womit habe ich das verdient? Warum bin ich nicht auch zu Staub zerfallen?«

Ich horchte auf. Was hatte Janine zuletzt gesagt? Zu Staub zerfallen waren die Menschen? »Dann sind die Leute nicht unter dem Sand begraben?« hakte ich nach.

»Nein, sie lösten sich auf.«

»Woher wissen Sie das?«

»Mein Urgroßvater sprach davon, bevor alles passierte. Er hat es gesehen, glaube ich:«

»Was hat er gesehen?«

»Die Wand, die Wolke am Himmel. Sie war so grau und in der Mitte schweflig gelb.«

»Ja«, meldete sich der Blinde aus dem Fond. »Das ist Whisper, der Staubgeist. Auch ich sah ihn so. Ich stellte ihn mir vor, man gab mir die Bilder ein.«

Ich schlug mit der Faust gegen meine Handfläche. »Ihr könnt alle sagen, was ihr wollt, Freunde, aber hier komme ich, ehrlich gesägt, einfach nicht mit. Das ist mir zu hoch. Weshalb wird ein Ort vernichtet? Können Sie mir das sagen, Janine?«

»Nein, davon hat mein Urgroßvater nicht gesprochen. Er erwähnte nur den Geist aus dem Süden, eine alte Legende, glaube ich.«

»Warum Alcoste und nicht Alet-les-Bains?« rief ich laut.

»Vielleicht erfahren wir es, wenn wir unser Ziel erreicht haben«, meinte der Abbé.

»Du willst also weiter?«

»Natürlich.«
»Und du, Suko?«
»Ich frage mich auch, was wir hier sollen. Nach Menschen suchen, die es nicht gibt?«
»Klar, im Prinzip hast du recht. Die Menschen gibt es nicht mehr. Oder vielleicht doch als Staub. Wer kann das sagen?« Ich holte tief Luft, und den verdammten Sand oder Staub schmeckte ich bereits auf der Zunge. Er knirschte auch zwischen den Zähnen. Ich wandte mich mit meiner nächsten Frage an den Abbé. »Bekommen wir die Lösung in der Kathedrale der Angst serviert?«
»John!« Er sprach mich beinahe vorwurfsvoll an. »Ich mag diesen Ausdruck nicht. Erinnere dich daran, daß du dabei gewesen bist, als wir die Kathedrale vom Fluch des Bösen befreiten. Erinnere dich daran. Die Kathedrale der Angst hat es gegeben. Sie ist eine Heimat geworden, ein Hort des Guten…«
»Aber sie hat es nicht verstanden, Whisper zu stoppen.«
»Weshalb sprichst du gegen sie? Denk daran, wer dort bestattet liegt. Hector de Valois, dein Ahnherr, das silberne Skelett. Hast du seinen Geist damals nicht gespürt? Hat er nicht die Formel gesprochen, die dein Kreuz aktiviert?«
»Das stimmt.«
»Deshalb solltest du positiver über den Fall denken.«
»Entschuldigung, Abbé, aber diese Umgebung und das Wissen darum, was einmal hier gestanden hat, das macht mich eben fertig.«
Mein Blick bekam eine gewisse Starrheit, die der Abbé nicht sehen konnte, die Suko aber kannte.
»John, was hast du?«
»Der Abbé hat mein Kreuz erwähnt«, sagte ich leise. »Wäre es nicht eine Möglichkeit?«
»Du willst es aktivieren?«
»Sicher. Ich möchte feststellen, ob sich hier im Tal die Magie des Staubgeistes Whisper noch gehalten hat.«
»Das ist gut«, stimmte mir auch der Abbé zu. »Ich habe versucht, durch den Würfel einen Kontakt zu bekommen, aber da hat sich nichts getan. Vielleicht schafft es dein Kreuz tatsächlich.«
Janine schaute sprachlos zu, wie ich mein Kreuz hervorholte und es für eine Weile sinnierend betrachtete. In ihren Augen las ich die Frage, aber das Mädchen blieb stumm.
Ich nickte meinem Freund Suko zu. »Okay, ich werde es versuchen.« Geduckt stieg ich aus dem Wagen.
Neben dem R 30 blieb ich stehen, schaute noch einmal über die meist glatte Sandfläche hinweg, holte Atem und sprach mit lauter Stimme die Formel in das weite Tal hinein.
»Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Im gleichen Augenblick wurde mir das Kreuz von einer unheimlichen Gewalt aus der Hand gerissen…

***

Ich schrie vor Schreck und Überraschung auf. Obwohl ich die Faust um den Längsbalken geschlossen hatte, konnte ich es nicht mehr halten. Es jagte aus meiner Hand hervor, bewegte sich in der Luft, kippte, schlug Kreise und fegte wie ein Wirbelwind etwa in Kopfhöhe über den Sand hinweg und tiefer in das Tal hinein.

Dabei gab es ein silbriges Leuchten ab, das den Weg des Kreuzes auf dem Sand verfolgte.

Suko hatte das Geschehen ebenfalls mitbekommen. Er war ausgestiegen und schüttelte den Kopf. »Mein Gott!« flüsterte er. »Das… das wollte ich nicht. Das habe ich nie vermutet, das ist…«

Ich ging einen kleinen Schritt zurück und lehnte mich gegen den Wagen. »Es ist… es ist … ich konnte nichts machen, Suko, die Kraft war da!«

»Und sie ist noch nicht weg!«

Das Heulen kam von allen Seiten. Es fiel in das Tal hinein, als wäre es ein gewaltiger Trichter. Die jaulenden Geräusche waren einfach furchtbar. Sie umtobten uns, sie pfiffen, sie schrien, sie wirkten wie die gepeinigten Seelen im Höllenfeuer, und sie besaßen eine gewisse Kraft, die sich auf den Sand konzentrierte.

Der orkanartige Wind peitschte die Wolken in die Höhe. Gewaltige, breite Tücher aus Staub und Sand, die auf uns wirkten wie ein wandernder Vorgang, der alles zudecken wollte.

Von einer Sekunde zur anderen konnten wir nichts mehr sehen.

Die Umgebung war in ein unheimlich wirkendes Gelbgrau getaucht, das selbst die Sonne verdunkelte. Um uns herum jagten Sandfontänen in die Höhe, verdichteten sich zu Spiralen und Wolken, und ich dachte einzig und allein an mein Kreuz.

Ich wollte es zurückhaben. Die Richtung, wohin es geflogen war, hatte ich mir gemerkt. Gebeugt ging ich los und stemmte mich gegen den Wind.

»Bleib da! Komm in den Wagen!« schrie Suko.

Auf meinen Freund hörte ich nicht. Ich war von dem festen Willen besessen, das Kreuz zurückzuholen, auch wenn um mich herum die Welt unterging. Und so etwas geschah tatsächlich.

Ich war zwar noch ich selbst, aber die andere Kraft war viel stärker und auch mächtiger. Sie machte mich zu einem Spielball. Vor mir wühlte sich plötzlich eine spiralförmige Sandwolke in die Höhe, die mir vorkam wie ein Mensch, der mich umarmen wollte.

Doch er stieß mich um. Ich hatte das Gefühl, als wären mir die Beine unter dem Körper weggezogen worden, so daß ich nur mehr mit den

Füßen auf dem Sand schwamm und auch hier den letzten Halt verlor.

Seitlich kippte ich in den Sand, der sich sofort über mich wühlte, als wollte er mich begraben.

Tausende Hände, Finger und Klauen schienen um mich herum zu sein. Alle zupften und zerrten an mir, wollten mich mit sich reißen, um mich in einen Schlund zu zerren.

Es war nur der verdammte Sand, aber er erinnerte mich an einen dünnen Brei, der überall hinlief, auch mein Gesicht überschwemmte, so daß ich das Zeug einfach einatmen mußte.

Ich stemmte mich hoch, kam auch auf die Füße, als wieder ein Windstoß von der Seite her mich packte, um die eigene Achse drehte und einfach hinwarf. Wenn das so weiterging, kam ich hier nie frei.

Dann packte mich jemand am Jackenkragen. Zuerst dachte ich wieder an den Wind, bis ich bemerkte, daß es Hände waren, die mich umklammerten. Suko war mir nachgeeilt und besser durch den Sturm gekommen. Wir stützten uns gegenseitig ab und tauchten ein in die Hölle aus wirbelndem Sand, dem orgelartigen Pfeifen und Brausen.

Mir kam es wie ein kleines Wunder vor, daß wir den Wagen erreichten und daß er überhaupt noch an seinem Platz stand. Wir öffneten die Tür. Im Innern hockten Janine und der Abbé wie in einem schmalen Gefängnis. Der Sand war hineingeweht worden und erschwerte das Luftholen.

Wir schafften es trotz allem, in den Wagen hineinzukriechen und die Tür zuzuhämmern.

»Verdammt!« keuchte ich, als ich wieder einigermaßen Luft bekam. »Mein Kreuz.«

Suko drehte mir sein staubbedecktes und schweißüberströmtes Gesicht zu. »Später, John. Ich habe den Eindruck, daß wir es noch nicht hinter uns haben.«

Da hatte er sich nicht geirrt, denn außerhalb des Wagens tobten die Gewalten weiter.

Wir sahen nichts mehr. Nur die graugelbe Wand aus Staub und Sand. Vor allen Dingen der Staub schaffte es immer wieder, durch die schmalen Ritzen zu dringen und sich im Innern des Wagens zu verteilen.

Der Abbé und das Mädchen hatten sich im Fond ebenso zusammengeduckt wie wir vorn. Massen klatschten gegen die Scheiben wie dichtes Regenwasser. Stoßweise jagte der Wind auch unter den Renault. Er schüttelte ihn durch, und der Wagen blieb nicht mehr stehen. Er rutschte und bewegte sich dabei auf der Sandschicht, als bestünde sie aus Eis.

Wir befürchteten, daß der Sturm ihn umriß. Das geschah zum Glück noch nicht. Zwar drückten uns die Gewalten zur Seite, aber das Auto blieb auf seinen vier Rädern.

Schlagartig war der unheimliche Sturm aufgebraust, und ebenso schlagartig hörte er auf.

Plötzlich verstummten die heulenden Laute. Es war die Ruhe nach dem Sturm…

Wir richteten uns wieder auf, schauten uns an. Der Abbé sprach dabei: »Es ist etwas geschehen, Freunde, ich spüre es. Ich weiß es genau. Es ist…«

»Was sagt dein Würfel?« fragte ich undeutlich, weil ich mir gleichzeitig den Staub und die Körner von den Lippen wischte.

»Nichts weiter. Er zeigt mir keine Bilder. Aber es ist das Gefühl, John, nein, es ist das Wissen. Bitte, steigt aus und schaut nach. Tut mir den Gefallen und berichtet anschließend.«

Das wollten wir gern tun. Ich öffnete die Tür zuerst. Suko kroch auf der anderen Seite aus dem Wagen, und beide blieben wir stehen, wie vom Donner getroffen.

Die Gegend hatte sich völlig verändert!

Kein Sand, kein Staub, nichts mehr. Nur ein relativ glatter Talboden ohne irgendeinen Bewuchs. Er wirkte wie eine Schneise, die jemand in die Berglandschaft hineingeschlagen hatte.

Aber in der Ferne sahen wir den Staub. Diese graue, unheimliche und sehr breite Wand, die auf Wanderschaft gegangen war, um ein neues Ziel zu finden.

Janine Remi war ebenfalls ausgestiegen. Wir hörten ihre Schritte, die neben uns verstummten. »Nichts«, flüsterte sie. »Mein Gott, da ist nichts mehr. Aber auch keine Menschen oder Häuser.« Sie holte tief Luft. »Aber hier hat mal ein kleiner Ort gestanden. Ein Dorf, in dem Menschen lebten und…«

Suko legte tröstend eine Hand auf ihre Schulter. »Sie brauchen sich nicht zu fürchten. John Sinclair und ich sind gekommen, um diesen Fall aufzuklären. Es wird uns gelingen, auch diesen verdammten Staubgeist zu stoppen.«

»Ohne Kreuz?« fragte ich bitter.

So ungewöhnlich dieser neue Zustand auch war, mein Kreuz hatte ich nicht vergessen. Es war mir aus der Faust gerissen und fortgeweht worden. Irgendwohin. Vielleicht schwebte es noch in dem Sandschleier. Wenn dies zutraf, hätte es den Dämon eigentlich vernichten müssen. Aber dieser für uns nicht faßbare Staubgeist wanderte weiter. Er hatte die Richtung eingeschlagen, in die wir auch wollten.

»Alet-les-Bains«, sagte Suko. »Es wird das nächste Ziel sein.«

Auch Janine hatte meinen Freund gehört. Sie erschrak heftig. »Soll die Stadt auch vernichtet werden?«

»Wir wissen es nicht«, sagte ich.

»Aber das wäre ja grauenvoll.«

»Warten wir es ab.«
Suko wandte sich an mich. »John, möchtest du dein Kreuz noch suchen?«
»Ich glaube nicht, daß es irgendeinen Sinn hätte. Es ist besser, wenn wir fahren.«
»Falls Sand und Staub uns keinen Strich durch die Rechnung gemacht und die Technik lahmgelegt haben.«
Die Befürchtungen teilte ich auch, doch der Himmel hatte mit uns ein Einsehen. Wir konnten starten.
»Nach Alet-les-Bains«, flüsterte Abbé Bloch.
»Genau«, sagte Suko.
»Ihr habt nichts von der Wolke gesagt. War sie nicht mehr zu sehen?«
»Sie wanderte weiter.«
»Dann werde ich wohl nicht mehr nach der Richtung zu fragen brauchen – oder?«
»Das brauchst du nicht, Abbé…«

***

Alet-les-Bains!
Ein kleiner Flecken Erde, in einem Tal gelegen. Er hatte für mich so etwas wie einen heimatlichen Touch bekommen, denn nicht zum erstenmal befand ich mich in diesem Teil des Landes. Ich wußte genau, daß zwischen den hohen, schroffen Felsen die damalige Kathedrale der Angst lag, wo wir das silberne Skelett aufbewahrt hatten. Damals war der Fluch der Kathedrale gelöscht worden, denn dort hatte das unglaublich Böse gelauert. Aber Baphomeths Macht war hier gebrochen worden.
Diesmal war die Sicht nicht besonders klar, so daß die Gletscherberge der Pyrenäen im Dunst verschwanden. Aber der Frühling hatte auch vor Alet-les-Bains nicht Halt gemacht. Blühende Wiesen und schroffe, dunkle Felsen bildeten einen phantastischen Kontrast.
Noch konnten wir den Ort selbst nicht erkennen, bei mir allerdings setzte Herzklopfen ein, wenn ich daran dachte, daß er ausgelöscht wie Alcoste hätte sein können.
Um eine vorspringende breite Bergnase führte die schmale Straße, um dann in ein weites Hochtal hineinzugleiten und in den kleinen Ort zu führen, in dem nicht nur alte Häuser standen, sondern auch moderne Bungalows, als Zweithäuser betuchter Städter.
Ich hielt an, als sich unser Blick frei über dem Ort entfalten konnte.
Vom Rücksitz her erkundigte sich der Abbé mit leicht zitternder Stimme, wie es aussah.
»Es ist alles in Ordnung, Abbé.«
»Tatsächlich?«

»Ja.«
»Blühen die Wiesen? Bitte, berichte mir, wie es aussieht!«
»Wunderschön«, sagte ich und gab eine Beschreibung. »Dort unten herrscht reges Leben und Treiben, und die dunklen Felsen und Berge sind ebenfalls noch da.«
»Dort will ich später hin.«
»Ja, wir werden dich führen.«
»Und Whisper?«
Ich lachte leise auf. »Wir sehen nichts von ihm. Keine Staubwolke, gar nichts.«
»Dann fahrt. Ich möchte so rasch wie möglich dort sein.«
»Und wohin sollen wir dich bringen?« fragte Suko, als ich anfuhr.
»Zu Pierre Virni.«
»Das habe ich mir gedacht.«
Pierre Virni war ein bekannter Mann im Ort. Er führte ein Lokal und vermietete Fremdenzimmer. Vor einigen Jahrzehnten war er nach Alet-les-Bains gekommen und im Ort geblieben. Seine Tochter Colette hatte damals schwer unter dem Einfluß des Bösen zu leiden gehabt, denn sie diente Baphometh und Pierres ehemaligem Freund Gustave Rodin, der als junger Mann dem Bösen zum Opfer gefallen war.
Inzwischen wohnten einige Templer im Ort. Von Bloch wußten Suko und ich, daß sie sich am Ortsende ein Haus gebaut hatten, das ihren Ansprüchen genügte. Hier wollten sie eine Art Zentrale aufbauen, um gegen die andere Seite der Templer, die Baphometh diente, anzugehen. Leider hatten einige Templer diesen Kampf schon mit dem Leben bezahlen müssen.
Schon bald fuhren wir in den Ort hinein. Die Steinhäuser, die Auslagen der Geschäfte, die engen Straßen, all dies kam mir bekannt vor. Ich sah ebenfalls bekannte Gesichter, zudem erregte unser Wagen ein gewisses Aufsehen. Wahrscheinlich hatte man auch uns schon erkannt.
Die kleinen Gassen wanden sich zumeist an den Hügeln hoch, verschwanden dann zwischen den Felsen oder endeten vor alten Häusern und führten auch mal über sprudelnde Gebirgsbäche hinweg, die gerade jetzt besonders viel Wasser führten.
Das breite Gasthaus des Pierre Virni fanden wir sofort. Es lag ein wenig zurückgeschoben, so daß man vor dem Haus noch seinen Wagen abstellen konnte, ohne den Verkehr zu behindern.
Wir stoppten.
Noch immer bewunderte ich die Sauberkeit. Auch jetzt blitzten in der ersten Etage die Fensterscheiben. Ganz rechts, dicht an der Ecke, war ein junger Mann dabei, die waagerecht laufende Dachrinne von Abfällen zu säubern.
Keine Spur von Whisper…

Suko war dabei, dem Abbé aus dem Wagen zu helfen. Janine Remi stand ebenfalls schon im Freien und schaute sich um. Sie wirkte bedrückt und ängstlich.

Der Abbé streckte seine freie Hand aus und beschrieb einen Halbkreis. Den Würfel hatte er unter seiner Kleidung verborgen. Er befand sich dort in einer Tasche. Sie war am Gürtel befestigt. »Ich rieche die Heimat«, sagte er. »Ja, ich rieche sie, und die Luft ist gut.«

Er senkte seine Stimme, als hätte er vor seinen folgenden Worten selbst Angst. »Noch ist sie gut.«

Einige Kinder waren zusammengelaufen und beobachteten uns aus sicherer Distanz. Dennoch hörte ich die Stimme eines Jungen.

»Sie sind wieder da. Tatsächlich, sie sind es.«

Ich mußte lächeln, sah den Jungen wegrennen und ging auf den Eingang der Gaststätte zu. Wie beim ersten Besuch fielen mir auch jetzt die breiten Eisenscharniere an der Tür auf. Sie waren blankgeputzt worden. Man konnte sich darin spiegeln.

Die Decke des Schankraums war ziemlich niedrig. Dunkle Balken schmückten sie in der Breite. Noch immer stand auf der Theke neben der Zapfanlage ein großes Weinfaß.

Damals war Colette Virni durch die Tür hinter der Theke gekommen und hatte sofort gespürt, daß wir Feinde waren. Heute blieb der Schankraum bis auf Suko, den Abbé und mich leer.

»Pierre scheint nicht da zu sein«, sagte ich.

»Einen Moment.« Der Abbé tastete sich vor und blieb neben einem Stuhl stehen. Mit lauter Stimme rief er den Namen des Wirtes, bevor er sich hinsetzte.

Und er bekam Antwort. »Ja, zum Henker!« tönte es irgendwo im Haus auf. »Wer ist denn da?«

»Ich bin es, der Abbé!«

»Was?«

»Ja, komm her.«

Wir hörten etwas poltern. Dann wurde die schmale Tür hinter der Theke aufgestoßen, und Pierre Virni stand auf der Schwelle. Er hatte sich nicht verändert. Noch immer war sein Haar so weiß, das Gesicht von den Gräben und Linien des Alters gezeichnet, doch in seinen dunklen Augen stand ein unbeugsamer Wille zu lesen.

Er sah uns, der Mund klappte auf, und Pierre schüttelte dabei nur den Kopf. »Darf es denn wahr sein?« flüsterte er und kam langsam näher. »Narrt mich ein Spuk?«

»Nein, es ist keiner Monsieur Virni«, sagte ich und lächelte dabei schmal.

Er schaute uns der Reihe nach an und ging dann mit unsicher wirkenden Schritten auf den Abbé zu.

Steif saß Bloch auf dem Stuhl. Er nickte in Virnis Richtung. »Ich höre

dich, Pierre«, sagte er. »Ja, ich höre, wie du kommst, denn sehen kann ich dich nicht mehr.«

»Mein Gott!« Virni wischte über seine Augen. »Darf es denn… darf es denn wahr sein?«

»Ja, es ist wahr, mein Guter. Ich bin blind geworden. Das Schicksal oder die andere Seite haben es geschafft, mich zu einem Krüppel zu machen. Nichts ist mehr so wie früher, aber ich werde nicht aufgeben, das kann ich dir versichern.«

Virni sagte nichts. Er konnte einfach nicht sprechen. Dicht vor dem sitzenden Abbé fiel er auf die Knie, faßte nach dessen Hände und preßte die Außenseiten gegen seine Stirn.

Ungefähr eine Minute verging. Wir ließen die beiden Männer in Ruhe. Sie brauchten das, und ich hörte Pierre Virni schluchzen. Mit einem plötzlichen Ruck erhob er sich, blieb neben Bloch stehen und legte ihm eine Hand auf den Arm.

»Willst du darüber sprechen, Abbé?« fragte er.

»Später vielleicht.«

»Gut, aber du bist gekommen, um bei uns zu bleiben.«

»So hatte ich es versprochen, so werde ich es halten. Alet-les-Bains soll zu meiner Heimat werden. Hier wurde das Haus für uns gebaut, hier müssen wir bleiben.«

Virni hatte den Worten des Abbé gelauscht. Sein zerfurchtes Gesicht zeigte einen qualvollen Ausdruck. Das Schicksal seines Freundes Bloch machte ihm schwer zu schaffen.

Dann erwachte er wie aus einer tiefen Trance und schlug sich gegen die Stirn. »Pardon, ich bin unhöflich gewesen. Sicherlich möchten Sie etwas trinken und haben großen Durst.«

»Den haben wir tatsächlich«, sagte ich und dachte dabei an den Staub und den Sand, den wir zu schlucken bekommen hatten. Wir waren noch immer nicht dazu gekommen, die Kleidung zu säubern.

Für einen Fremden mußten wir aussehen wie Tramps.

Virni trat hinter die Theke und füllte mehrere Gläser mit saftigem Landwein. Suko bat darum, noch Wasser bereitzustellen. Aus der Kühlung holte Virni eine große Flasche Mineralwasser. Er selbst brachte dem Abbé das Glas Wein und stieß mit ihm an.

»Auf daß wir nicht den Mut verlieren und auch nicht den Glauben an die Zukunft.«

»Das werden wir nicht, Pierre.«

Wir hoben ebenfalls die Gläser. Der Wein schmeckte gut. Er gehörte zu den süffigen Tropfen und war nicht allzu schwer. Wir verteilten auch das Mineralwasser, während uns Virni berichtete, daß seine Familie wieder einmal unterwegs war. Mutter und Tochter lebten für eine Weile in Paris, sie hatten einfach weggewollt.

»Und was ist mit Ihrem Sohn?« fragte ich.

»Er reist ebenfalls herum und lernt. Zur Zeit ist er Chefkoch auf einem Kreuzfahrtschiff. Er hat allerdings versprochen, hier irgendwann einmal seßhaft zu werden. Ich hoffe, daß dies nicht erst nach meiner Beerdigung sein wird.«

»Willst du schon sterben, Pierre?« fragte Bloch.

»Nein, keinesfalls. Aber in meinen Jahren muß man damit rechnen. Ich bin 70, du hast gut reden, wo du zehn Jahre jünger bist.«

»Dafür blind.«

»Entschuldige, das…«

»Schon gut.«

Virni trank und schaute uns an. Auf Janine Remi blieb sein Blick länger hängen. »Ich kenne dich, Mädchen. Es ist zwar schon länger her, daß wir uns gesehen haben, aber du bist nicht zum erstenmal hier – oder?«

»Nein, ich komme aus Alcoste.«

»Ah, deshalb.«

»Und diesen Ort gibt es nicht mehr«, sagte ich, weil ich sah, daß Janine den Blick senkte.

Virni wollte lächeln, aber diese Reaktion zerbrach sehr schnell. Dafür schüttelte er den Kopf. »Was heißt das?« fragte er flüsternd.

»Wieso gibt es den Ort nicht mehr?«

»Er ist nicht mehr da«, sprach ich weiter. »Man hat ihn ausgelöscht. Ein Sand- und Staubsturm hat ihn vernichtet.«

Virrris rechter Arm sank nach unten. Er stellte sein Glas weg und hauchte: »Was ist mit den Menschen?«

»Janine hat als einzige überlebt, wie es aussieht.«

Der Wirt bewegte seine Hände und rieb die Flächen gegeneinander. »Das begreife, wer will, ich kann es nicht. Verdammt, es ist mir unmöglich. Ihr könnt doch nicht sagen, daß Alcoste von einem Tag auf den anderen verschwunden ist, und mit ihm seine Bewohner. Das ist doch ein Ding der Unmöglichkeit.« Er mußte sich setzen. »Aber«, sprach er weiter. »Sie haben recht. Auch bei uns hat sich das Gerücht gehalten, daß schlimme Dinge geschehen sind.«

»Welches Gerücht?« hakte ich nach.

»Nun ja, wir hören Radio. Man hat von einer Sperrung der Straße gesprochen.«

»Das ist wahr«, bestätigte ich. »Nur war es keine normale Sperrung. Das Tal, in dem die Stadt einmal lag, war mit Sand und Staub gefüllt.«

»Der über den Trümmern lag.«

»Nein, Monsieur Virni. So war es nicht. Es gab keine Trümmer. Sie haben sich aufgelöst. Der Sand waren die Trümmer.«

»Und die Menschen?«

»Ja.«

Virni schluckte. »Woher wissen Sie das alles? Was ist dort geschehen

und weshalb?«
»Das werden wir noch herausbekommen. Janine Remi ist, wie gesagt, die einzige Überlebende. Bevor das Grauen begann, hat ihr Urgroßvater sie gewarnt. Er sprach von einer schrecklichen Katastrophe, die über Alcoste hereinbrechen würde. Das ist auch eingetreten. Die Katastrophe war der Sandsturm, der aus dem Süden kam und auch einen Namen hat. Whisper, der Staubgeist.«
Pierre runzelte die Stirn. »Den Namen habe ich noch nie gehört. Es muß eine andere, tiefe Legende sein, die nicht direkt aus unserer Umgebung stammt.«
»Das stimmt schon.«
»Aber wie kann man…?« Er hob die Schultern. »Ich begreife es nicht. Gebäude und Menschen lösten sich auf in Sand und Staub. Wie ist so etwas möglich?«
»Wir haben noch keine Ahnung, welche Kräfte tatsächlich dahinterstecken«, gab ich zu.
»Aber Sie wollen es herausfinden?«
»Deshalb sind wir gekommen.«
Virni nickte. »Und wo wollen Sie nachforschen. Hier bei uns in Alet-les-Bains?«
»Auch.«
Virni überlegte. Er kam auch zu einem Ergebnis. »Ich will ja nicht zuviel sagen und hineinreden, aber kann es nicht auch sein, daß Whisper weiterzieht?«
»Sicher.«
»Sie wissen, was ich damit sagen will?«
»Sprich es ruhig aus«, meldete sich der Abbé. Er hatte bisher schweigend zugehört. »Ja, mein Freund, es ist möglich, daß Whisper weiterzieht und auch uns nicht verschonen wird. Das heißt, er wird wie ein hungriges Raubtier über Alet-les-Bains fallen und versuchen, die Stadt zu schlucken. Zusammen mit den Menschen. Auch wir sollen zu Staub und in alle Winde zerstreut werden.«
Virni brauchte eine Weile, um die Worte zu verdauen. Dann nickte er und fragte gleichzeitig: »Was tun wir denn dagegen?«
»Ich habe keine Ahnung«, sagte ich. »Noch nicht.«
»Haben Sie denn eine Idee?«
»Nein.«
»Aber Sie müssen Whisper stoppen, wenn er über uns herfällt.«
»Falls wir die Möglichkeit haben, Pierre.«
Virni senkte den Kopf und nickte gleichzeitig. »Ich habe in der letzten Zeit immer daran gedacht, daß dies hier kein Paradies ist. Und wenn, dann nur ein verfluchtes.«
»Könnte das Skelett etwas tun?« fragte mich der Blinde.
Ich lachte. »Wie denn?«

»Du hast gesehen, daß es seinen Sarg verlassen konnte. Zumindest solltest du ihm einen Besuch abstatten.«

»Später vielleicht. Zunächst einmal muß ich daran denken, was uns an Waffen zur Verfügung steht.«

Süko zählte auf. »Wir haben zwei Berettas, du hast noch deinen Dolch, ich besitze die Dämonenpeitsche, den Stab…«

»Und ich habe meinen Bumerang.«

»Wo ist das Kreuz?« fragte Virni.

»Verschwunden«, erwiderte ich mit belegt klingender Stimme.

»Whisper hat es mir aus der Faust gerissen, als ich mich gegen ihn stemmte. Seine Kraft und Macht sind ungebrochen. Ich weiß nicht, wie wir gegen ihn ankommen können.«

»Dann habt ihr ihn gesehen?«

»Zumindest den Staub und den Sand. Das Tal ist jetzt leer. Alcoste ist wie vom Erdboden verschwunden.« Ich nahm einen Schluck Wein. »Es hat sich aufgelöst…«

»Und wo ist die Wolke hingewandert?« fragte der Wirt.

»In diese Richtung.«

Virni zuckte zusammen. »Das heißt also, daß auch wir mit dem Schlimmsten rechnen können.«

»So ist es.«

Er drehte sich auf der Stelle und ging dann auf den Blinden zu.

»Abbé, hast du keine Erklärung?«

Bloch schüttelte den Kopf. »Wir müssen vieles einstecken. Vielleicht aber bin ich auch daran nicht ganz schuldlos.«

»Weshalb?«

»Weil meine Freunde und ich hier wohnen.«

»Das ist doch Unsinn. Irgendwo müßt ihr doch hin, um euren Kampf gegen Baphometh durchzuführen. Ihr habt die Gegend doch befreit. Die Kathedrale der Angst ist jetzt kein Refugium der Hölle mehr. Nur dank eurer Hilfe.«

»Bestimmt denken nicht alle so in der Stadt«, bemerkte Suko.

»Man ist euch schon dankbar.« Virni hob die Schultern. »Aber wenn Whisper kommt, um Alet-les-Bains zu zerstören, dann…« Er wollte nicht mehr reden und schüttelte den Kopf. »Nein, das können und dürfen wir doch nicht zulassen.«

»Man fragt nicht!« flüsterte Janine. Sie hielt ihr Weinglas mit beiden Händen fest. »Er fragt nicht, er ist einfach da. Er kommt, man kann ihn sehen.«

»Hast du ihn denn gesehen, Mädchen?«

»Das habe ich, Monsieur Virni. Mein Urgroßvater hat ihn mir gezeigt. Whisper stand am Himmel!« Das Mädchen begann wieder zu weinen, als es im nachhinein daran dachte.

»Können Sie ihn beschreiben?« fragte der Wirt weiter.

Sie nickte, entschuldigte sich für die Tränen und erzählte mit stockender Stimme. »Er stand am Himmel und sah aus wie eine normale Wolke, verstehen Sie? Grau und gelb, als würden die Vorboten eines schweren Unwetters über der Stadt liegen. Ich dachte ebenfalls an ein Gewitter.« Sie warf den Kopf zurück und lachte schrill. »Ja, ich wollte nicht an so etwas glauben. An Vernichtung, an einen Geist, was weiß ich. Aber mein Urgroßvater sah die Sache anders und richtig. Er war ein Mensch mit Erfahrungen. Er kannte sich aus. Zwar besaß er kein großes Schulwissen, aber das andere Wissen war wertvoller und wichtiger. Nur gelang es ihm nicht, dies einzusetzen, verstehen Sie? Der Geist war schneller.«

»Ja, natürlich.« Virni nickte. »Das ist mir alles klargeworden:« Er knetete seine Hände. »Damit ist leider noch immer nicht klar, was wir tun sollen, wenn er hier erscheint.« Der Wirt schaute mich an, doch ich konnte ihm ebenfalls keine Antwort geben und hob die Schultern.

Abbé Bloch meldete sich. »Ich möchte eigentlich zu unserem Haus gebracht werden, wenn es möglich ist.«

»Natürlich«, sagte ich schnell. »Wir fahren dich hin.«

Virni ging zur Tür. »Ich muß einfach nach draußen schauen«, sagte er. »Sie haben erzählt, daß sich die unheimliche Sand- und Staubwand in unsere Richtung bewegte. Da kann ich sie bestimmt sehen.«

Wir hielten ihn nicht auf. Durch die offene Tür fiel ein breiter Lichtstreifen, als er über die Schwelle trat und einige Schritte vor seinem Haus stehenblieb.

Sehr schnell war er wieder bei uns. Kaum hatte er den Gastraum betreten, verlangsamte er seine Schritte und sah so aus, als würde er jeden Augenblick umkippen.

»Was ist geschehen?« fragten Suko und ich gleichzeitig.

Virni stützte sich auf einem in der Nähe stehenden Tisch ab. Die andere Hand preßte er gegen sein Herz. Augen und Mund standen offen. Er hatte Mühe, überhaupt zu sprechen. »Ihr… ihr habt recht gehabt«, flüsterte er. »Ihr … ihr habt euch nicht geirrt. Geht selbst und …«

Wir fragten nicht weiter, sondern liefen durch die Tür und blieben vor dem Haus stehen. Automatisch schauten Suko und ich gegen den Himmel. Hinter uns kam Janine Remi.

»Ja!« hörten wir ihre heiser klingende Stimme. »Ja, genauso hat es auch bei uns in Alcoste ausgesehen. Whisper ist gekommen…«

***

Der Staubgeist war also da! Und er stand hoch über uns am Himmel wie eine fürchterliche Drohung. Ihn als Wolke zu bezeichnen, wäre falsch gewesen, man mußte ihn schon als graue Fläche ansehen, die einen Teil des Himmels über dem Ort bedeckte und dort lag wie ein in

die Breite gezogenes Raubtier.

Die graue Wand verdunkelte nicht die Sonne, weil sie aus einer anderen Richtung wehte, aber wir sahen deutlich den gelben Streifen inmitten der Grundfarbe. Es war das Zentrum. Es erinnerte mich an ein Maul, das jeden Augenblick bereit war, sich zu öffnen und uns zu verschlingen. Noch rührte sich die Wand nicht. Sie lag über uns wie eine Decke, und jeder von uns spürte die Gefahr.

Von dieser Stelle aus konnten wir auch in die Hauptstraße hineinblicken, auf der sich einige Menschen zusammengefunden hatten und ebenfalls in die Höhe schauten.

Ich hörte das Wort Gewitter und war froh, daß die Leute so dachten. Wenn sie den wahren Grund erkannten, wären sie vor Angst sicherlich vergangen.

Janine Remi sprach das aus, was auch wir dachten. »Whisper wird versuchen, auch diese Stadt zu zerstören, glaubt mir.« Sie nickte heftig. »Es bleibt uns nur die Flucht. Sie sollten die Bewohner warnen und ihnen das Schicksal von Alcoste vor Augen halten. Das ist die einzige Chance, die wir noch haben. Massenflucht…«

Ich überlegte. Auch Suko dachte über die Worte des jungen Mädchens nach. Vielleicht hatte Janine sogar recht. Wenn uns tatsächlich nichts anderes mehr einfiel, mußten wir so rasch wie möglich den Ort verlassen, zusammen mit den Bewohnern, obwohl das auch keinen Sinn hatte, wenn ich näher darüber nachdachte. Whisper würde uns überall erwischen. In ihm steckte ein magischer Kern, eine böse Zentrale. Sein Weg und seine Taten waren vorgeschrieben, daran gab es nichts zu rütteln. Der Staubgeist hatte seine Aufgabe zu erfüllen, und daran würde er sich halten und sämtliche Widerstände aus dem Weg räumen.

»Sie wissen auch keine Lösung, nicht wahr?« Janine sprach mich direkt an.

»Leider nein.«

»Wollen Sie tatsächlich warten, bis es zu spät ist?«

Damit hatte sie mein Gewissen getroffen. Ich konnte mich vor einer Antwort drücken, denn Suko hatte etwas entdeckt. Er hob seinen Arm an und zeigte schräg in die Höhe. Die Spitze seines Zeigefingers wies dabei auf die Wolke.

»Dort löst sich etwas!«

Mein Freund hatte gute Augen. Aber auch ich sah den schmalen, grauen Streifen, der praktisch aus der Wolke herabfiel und sich dabei noch einige Male um die eigene Achse drehte. Mich erinnerte er dabei an eine Lockenspirale, die sich von der üblichen Haarpracht gelöst hatte.

Der Ableger fiel der Erde entgegen. Zunächst langsam, dann schneller, und plötzlich war er da.

Ein wirbelndes und sich drehendes Etwas tanzte über den Dächern der Häuser und tauchte plötzlich in eine schmale Gasse ein, so daß es unseren Blicken entzogen war.

Janine klammerte sich an Suko fest. »Es ist hier«, flüsterte sie.

»Whisper hat einen Teil von sich geschickt. Eine erste Warnung. Sie… Sie werden es erleben.«

»Abwarten.« Mein Freund blieb ruhig, auch ich reagierte nicht panikartig. Wir hatten uns beide die Stelle gemerkt, wo die Spirale aus Staub und Sand niedergegangen war.

Die Gasse lag nicht weit von der Hauptstraße entfernt. Sie führte hoch in die Berge und endete irgendwo auf einem quer laufenden Trampelpfad.

Noch hielt sich die Staubspirale versteckt, doch sie war vorhanden, das erkannten wir an den Reaktionen der dort versammelten Menschen, die ebenfalls die graue Wolke beobachtet hatten.

Sie wunderten sich und zeigten dorthin, wo die Spirale ungefähr verschwunden war.

»Ich sehe mal nach«, sagte ich.

Kaum war ich drei Schritte gegangen, als ich wieder zurücktrat, denn es war nicht mehr nötig.

Janine schrie leise auf, als sie das tanzende Etwas erkannte, das dicht über dem Boden auf uns zuwirbelte. Es erinnerte uns an eine schmale Windhose. Staub und Sand drehten sich dabei wie ein Kreisel, der zum Boden hin spitz zulief, als wollte er sich in den Untergrund bohren.

Er raste auf uns zu – und kam plötzlich zur Ruhe.

Im gleichen Augenblick verwandelte er sich.

Aus der Staubwolke wurde ein Mensch.

Janine Remi kannte ihn. Sie rief den Namen. »Mein Gott, das ist ein Nachbar. Julien Prevost…«

***

Auch ich hatte das Gefühl, einen Schlag in den Magen bekommen zu haben. Ich schaute die Gestalt an, die sich aus der wirbelnden Sandwolke gebildet hatte.

Es war ein Mensch! Normal? Nicht normal? Er trug seine Kleidung, eine einfache Hose und darüber einen Pullover. Im Alter lag er um die 50. Sein Gesicht war steinern, grau, die Augen blickten ebenfalls so, und ich dachte daran, daß ich diese Blicke bei Zombies gesehen hatte, bei den lebenden Toten.

Janine war außer sich. Sie konnte einfach nicht hinschauen und preßte sich gegen Suko.

Ich aber stand dem Fremdling gegenüber und bekam das Fremde, Unheimliche mit, das von ihm ausging. Begreifen konnte ich es nicht, auch nicht erklären. Es war einfach da und ließ sich auch nicht

vertreiben.

Er war einmal ein Mensch gewesen, war danach zu Staub geworden und stand nun wieder als Mensch vor mir.

Konnte er reden, reagieren und handeln wie wir? Ich beobachtete ihn genau. Wenn ich die Wolke zum Vergleich heranzog, so wirkte seine Haut kaum anders als die Farbe der Wolke. Sie war ebenfalls so grau und irgendwie leer. Ich entdeckte kein Leben in ihr. Man hätte sie auch als Anstrich bezeichnen können. Da zuckten keine Lippen, da bewegten sich keine Augenlider, und auch die Pupillen waren steif.

Ich sprach ihn an. »Monsieur Prevost, wo kommen Sie her? Sagen Sie mir, wer Sie geschickt hat!«

Er schwieg.

Hinter ihm, wo die Hauptstraße herlief, sammelten sich einige Menschen und schauten in unsere Richtung. Die Leute waren unsicher, sie wußten, daß etwas Unerklärliches geschehen war, aber niemand traute sich, näher zu kommen und Fragen zu stellen.

Prevost ging vor.

Ich war überrascht, denn es kümmerte ihn nicht, daß ich ihm im Weg stand. Er ging wie eine Puppe, in der eine Mechanik steckte. Es hätte mich nicht gewundert, wenn plötzlich Sand aus seinen Ärmeln und Hosenbeinen gerieselt wäre.

Ohne überhaupt Notiz von mir zu nehmen, wollte er mich passieren, aber das ließ ich nicht zu.

Kaum befand er sich mit mir auf einer Höhe, streckte ich meinen Arm aus und hielt ihn am Ellbogen fest.

Sofort stand er still.

Ich konzentrierte mich auf meine rechte Hand. Unter den zupackenden Fingern spürte ich die Härte seines Körpers. Hart wie Stein.

Da gab es keine Muskeln mehr, kein weiches Fleisch, nur eben die unnatürliche Härte, als hätte man das Material bei großer Hitze in einem Ofen gebrannt.

Er hob den rechten Arm an und drehte sich trotz meines Griffs nach links. Dabei schlug er zu.

Von einer Steinpranke wollte ich mich nicht gerade erwischen lassen, deshalb duckte ich mich schnell, so daß die Pranke über meinen Kopf hinwegfuhr.

Er selbst stolperte, riß ihm noch das Bein weg, und er fiel auf den Rücken.

Wir hörten den dabei entstehenden dumpfen Laut. Ich rechnete auch damit, daß diese Gestalt zerbröseln oder zerbrechen würde. Zu meinem Erstaunen blieb sie ganz.

In der Tür stand Virni und hatte uns beobachtet. Er wollte kommen, ich aber winkte ab.

Dafür kam Suko. Er hatte seine Dämonenpeitsche gezogen und einen Kreis über den Boden geschlagen, so daß die drei Riemen hervorgerutscht waren.

Julien Prevost traf keinerlei Anstalten, sich zu erheben. Aus seiner Rückenlage schaute er zu uns hoch. Noch immer waren seine Augen völlig glanzlos und nur grau.

Suko blieb neben ihm stehen. Der Inspektor schaute mich fragend an, als er seinen rechten Arm mit der Peitsche hob.

Ich konnte ihm keinen Ratschlag geben, das mußte er mit sich selbst abmachen.

Bevor die drei Riemen noch nach unten und auf den Körper klatschen konnten, hörten wir die Stimme. Sie klang sehr leise, dennoch verstanden wir die Worte.

»Bitte nicht…«

Mir rann es kalt über den Rücken, als ich die Worte vernahm.

Janine Remi erging es nicht anders. Sie war bleich geworden und preßte ihren Handballen gegen die Lippen.

Wenn er sprechen konnte, mußte er mich auch verstanden haben und würde sicherlich auch eine Antwort geben können. »Weshalb nicht?« fragte ich. »Warum darf mein Freund nicht zuschlagen?«

»Er… er würde mich töten.«

»Bist du nicht schon tot?«

»Nein, wir sind nicht tot, auch wenn es so aussieht. Er hat uns geholt. Whisper spielt mit uns. Er verfolgt ein großes Ziel. Dazu hat er uns gebraucht.«

»Was will er?« fragte ich.

»Die Zerstörung«, hörten wir die schwache Antwort. »Er will nur zerstören.«

»Wen?«

»Das Tal, die Felsen, die Berge. Er ist gekommen, um Vernichtung zu säen. Ihr habt… ihr dürft nicht bleiben. Ihr sollt nicht bleiben. Man hat ihn geschickt …«

Wir wurden aus seinen Worten nicht klar. Suko hob die Schultern, sein rechter Arm war wieder herabgesunken. Die drei Peitschenriemen ringelten sich wie tote Schlangen auf dem Boden, und eine bessere Erklärung als ich wußte er auch nicht.

»Was ist in Alcoste passiert?« fragte ich. »Und wie ging es mit euch weiter?«

Auch bei seiner nächsten Antwort blieb er auf dem Rücken liegen.

»Wir wurden überrascht. Es kam der Sturm, und wir dachten an ein Gewitter. Doch es war keines. Es war das tiefe Grauen, das man uns aus dem Süden geschickt hatte. Es kam über uns als Orkan, und wir konnten uns nicht dagegen wehren. Ich befand mich hinter dem Haus, weil ich im Garten arbeitete. Da hörte ich das Heulen und Pfeifen,

vermischt mit einem donnernden Tosen. Ich wollte noch wegrennen, aber ich schaffte es nicht mehr. Der Orkan war stärker. Ich sah, wie er mein Haus auflöste. Ja, es löste sich auf. Die Mauern wurden zu Staub und in den Sand hineingeweht. Ich konnte es nicht fassen, als es mich erwischte. Auch ich mußte mit ansehen, wie ich verging. Ich wurde zu Staub…«

Der Mann schwieg, und wir dachten über seine Worte nach.

»Unglaublich war wohl wahr«, erklärte Suko.

Ich aber wollte mehr wissen. »Wie ging es weiter? Was fühlten Sie, Monsieur Prevost?«

»Leere, nur Leere. Ich war nicht mehr ich selbst, ich bestand nur noch aus Staub. Aber jedes Staubkorn lebte. Jedes noch so winzige Teil trug ein Stück Leben von mir. Es gab mich nicht mehr, aber es gab mich doch, nur nicht so wie sonst. Aus dem Menschen ist der Staub geworden, und der Staub lebte. Ich konnte fühlen und denken. Ich war nur kein Körper mehr, verstehen Sie?«

»Einigermaßen. Aber jetzt leben Sie. Wie kommt es, daß Sie wieder zu einem Menschen geworden sind?«

»Whisper braucht uns.«

»Für was?«

»Ich kann es nicht genau sagen, aber er hat uns wieder zu Menschen zusammengefügt.«

»Und wo sind die anderen?« fragte Suko.

»In der Wolke.«

»Als Menschen oder als Staub?«

»Noch als Staub.«

»Aber sie sollen wieder Menschen werden?«

»Ja.«

Ich hatte eine weitere Frage. »Auch die Häuser der kleinen Stadt sind verschwunden. Was ist mit ihnen? Werden sie ebenfalls wieder so wie ihr? Weißt du darüber Bescheid?«

»Nein, aber ich glaube es. Ich… ich kann es mir jetzt vorstellen, verstehen Sie?«

»Nur sehr schlecht, aber wir nehmen es hin. Es bleibt uns ja keine andere Wahl« Ich räusperte mich. »Whisper hat euch wieder zu menschenähnlichen Wesen werden lassen und euch mit einer Aufgabe betraut. Du kannst sie fortführen.«

»Dann laßt ihr mich gehen?«

»Sicher.«

»Und wohin?«

»Das mußt du wissen. Steh auf und geh zu diesem Ziel.«

Prevost überlegte noch. Als er zu einem Entschluß gekommen war, drehte er sich auf die Seite. Dies sah alles sehr mühsam aus, wir unterstützten ihn nicht. Er winkelte die Arme an, stemmte sich mit

seinen gespreizten, grauen Händen ab und stand unter großen Mühen auf. Breitbeinig und schwankend blieb er stehen, seine Augen waren zu regelrechten grauen Glotzern geworden.

Ich dachte daran, wie ich ihn angefaßt hatte. Der Körper war hart wie Stein gewesen. Whisper hatte diesen Mann zu einer lebendigen Figur gemacht und ihm, wie den anderen, einen großen Auftrag gegeben. Ich war gespannt, wie er ihn erfüllen wollte.

Er blickte uns der Reihe nach an. Janine duckte sich hinter Sukos Körper. Sie fühlte sich von uns am unwohlsten, was auch verständlich war.

Ich wollte mehr von der Wolke sehen und schaute hoch zum Himmel. Sie hatte sich nicht zurückgezogen. Ein grauer, unheimlich wirkender Beobachter mit gelbem Maul wartete dort oben, war bereit, blitzschnell eine Hölle zu entfesseln.

Erst jetzt fiel mir auf, daß der normale Wind fast eingeschlafen war. Auch die Sonne hatte sich verzogen. Es ging auf den späten Nachmittag zu, sie hätte an sich noch am Himmel stehen müssen, aber die blasse Wolkenschicht verdeckte sie.

Das gefiel mir überhaupt nicht.

Julien Prevost nahm von uns keinerlei Notiz mehr. Er besaß ein Ziel und visierte es an.

Es sah so aus, als wollte er direkt auf Pierre Virni zuschreiten. Bevor er ihn erreichte, drehte er sich schwerfällig nach links und tauchte an der Hausecke in eine schmale Gasse ein, die ebenfalls zu den Bergen hinführte.

Jetzt, wo er nicht mehr zu sehen war, kam auch Leben in den Gastwirt. Er hob die Arme und schwenkte sie wie Dreschflegel. »Wir müssen etwas tun, hinterher oder…«

»Sie nicht!« sprach ich ihn an.

»Wieso?«

»Nein.« Ich redete schnell weiter, bevor er sich aufregen konnte.

»Auf keinen Fall werden Sie unsere Aufgabe übernehmen. Es kann für Sie lebensgefährlich werden.«

»Und für Sie nicht?«

»Doch, auch«, gab ich zu. »Aber wir können uns besser verteidigen. Bleiben Sie bei Abbé Bloch, und halten Sie, wenn es eben möglich ist, die Bewohner zurück.«

»Wie Sie meinen.«

Suko stieß mich an. »John, mir ist da etwas eingefallen. Wir besitzen noch eine Waffe, die wir nicht unterschätzen sollten.«

Mir fehlte im Moment der Durchblick, deshalb fragte ich: »Welche denn?«

»Der Würfel!«

Ich riß die Augen auf. Verflixt, Suko hatte recht. Der Abbé mußte uns

den Würfel überlassen.
»Klar?« fragte Suko.
»Und wie.«
Ich drückte Virni zur Seite und huschte in die Gaststätte, wo der Abbé auf uns wartete. Er hatte mich an den Schritten erkannt, vielleicht auch am Atmen.
»Was ist geschehen, John?«
»Das kann ich dir jetzt nicht alles erklären, Abbé. Aber ich muß dich um einen Gefallen bitten. Ich brauche den Würfel. Bitte, wenn du dich überwinden könntest, ihn mir zu geben…«
»Geht es gegen Whisper?«
»Ja, alles deutet darauf hin. Ich habe mein Kreuz verloren. Es muß sich unter seiner Kontrolle befinden, aber wir brauchen eine mächtige Waffe. Das verstehst du doch?«
»Ja, ich begreife. Gern gebe ich ihn dir nicht zurück.« Er lächelte schmal und nestelte bereits an seiner Tasche, um den Würfel hervorzuholen. »Setze ihn richtig ein«, sagte er und streckte ihn mir entgegen.
»Danke«, sagte ich, als ich ihn an mich nahm. »Pierre Virni wird bei dir bleiben. Wir verfolgen Whisper!«
»Ich spüre ihn. Er schwebt bereits über uns. Das Böse bereitet sich auf die Vernichtung vor, John!«
»Es soll ihm nicht gelingen!« Ich nickte dem Abbé noch einmal zu und ließ ihn allein.
»Das wurde auch Zeit!« begrüßte mich Suko. »Ich möchte den Vorsprung nicht zu groß werden lassen.«
»Was machen wir mit Janine?«
»Ich will mit!«
»Nein, Sie bleiben hier. Pierre wird auf Sie achtgeben. Drücken Sie uns nur die Daumen.«
Sie wandte sich ab, als wir den gleichen Weg nahmen wie ihr Nachbar Prevost.
Suko war schon vorgelaufen. Er wartete auf mich nahe der Einmündung. Ich kannte die Gasse von meinem ersten Besuch her.
Wenn man sie hochlief – sie mündete später in einen schmalen Bergpfad, erreichte man auch die ehemalige Kathedrale der Angst. Ich konnte mir auch vorstellen, daß Whisper wegen ihr erschienen war.
Es war ihm gelungen, Häuser einstürzen zu lassen und in Sand aufzulösen. Was hinderte ihn daran, bei den Felsen das gleiche zu tun?
Suko gefiel meine Nachdenklichkeit weniger. »Wir müssen weiter, John. Was ist los mit dir?«
Ich winkte ab. »Ach nichts, mir spukte nur einiges durch den Kopf.«
»Hast du den Würfel?«
»Sicher.«

Von Prevost sahen wir nichts. Wir gingen davon aus, daß er die Gasse hochgelaufen war. Die Häuser grenzten die schmale Strecke scharf ab. Manche besaßen die Eingänge seitlich.
Zu den Türen führten jeweils Steintreppen hoch.
Hinter den Häusern lagen die kleinen Gärten, abgetrennt durch Zäune oder Büsche. Der Wind war auch in der Höhe eingeschlafen.
Vor uns sahen wir die einsame Gestalt des Julien Prevost. Er lief noch immer schwankend und sah aus, als wollte er jeden Augenblick umfallen. Manchmal mit den Armen rudernd hielt er sich auf den Beinen.
Die Gasse war bereits dort, wo wir ihn sahen, zu einem schmalen Bergpfad geworden. Er lief direkt auf die dunklen Felswände zu, die himmelhoch ragten. Gegen sie liefen schräge Geröllhalden. Ich verglich sie mit langen, grauen Zungen.
Links von uns hätte die Sonne stehen müssen. Jenseits der Wolken versteckte sie sich. Ihr heller Kreis war mehr zu ahnen, als zu sehen, zudem zerfaserte sie an den Rändern.
Hinter uns stand die Wolke. Ein graues, breites Himmelband, an den äußeren beiden Seiten ruhig, sich aber im Zentrum bewegend.
Zirkulierend und kreisend, dabei Trichter und Spiralen bildend und sich manchmal auch zu Schlünden öffnend, als wollten sie irgend etwas verschlingen.
Das Licht empfand ich als unnatürlich. Es bestand aus einem hellen Grau. Seine Schärfe war gleichzeitig beeindruckend. Die Konturen der Felsen und Berge stachen klar hervor. Sie wirkten wie gemalt.
Ich schaute auf Prevost.
Er ging nicht mehr weiter. Wie nahe er sich der Felswand befand, war schwer zu schätzen. Ich war den Weg einmal gegangen, in Begleitung der Templer, die auf ihrem Karren den Sarg mit dem silbernen Skelett des Hector de Valois mitgeführt hatten. Bis zur Kathedrale war es damals ziemlich weit gewesen, denn der schmale Pfad führte noch um den Berg herum.
Dorthin wollte Prevost nicht, sonst wäre er nicht stehengeblieben.
Suko dachte ähnlich wie ich. »Der hat irgend etwas vor«, murmelte der Inspektor.
Ich hob die Schultern. »Mir scheint es so zu sein, als würde er auf etwas warten.«
»Auf Whisper etwa?«
Suko bekam von mir keine Antwort, weil ich mich umdrehte. Die Wolke war wichtig, von ihr ging das Böse aus.
Ich schaute über einen Teil der Stadt. Die Dächer der versetzt gebauten Häuser wirkten wie breite Treppenstufen. Dazwischen sah ich die schmalen Gassen und konnte auch in einen Teil der Hauptstraße sehen, wo zwei Autos entlangfuhren.

Es sah so harmlos aus, wenn nicht die graue Staub- und Sandwand gewesen wäre, die auf der Lauer lag.

Sie kam mir vor, wie zum Greifen nahe. Aber sie hielt sich zurück.

Es wurde plötzlich warm. Keine angenehme Wärme, mehr eine drückende Schwüle, die sich wie ein Mantel über uns legte. Sie trieb uns den Schweiß aus den Poren.

»Da passiert gleich etwas«, flüsterte Suko. »Ich kann mir nicht vorstellen, daß dies hier normal ist.«

Vor einem Gewitter erlebt man diese Szenerie oft. Da war alles auf einmal so klar und gleichzeitig bedrückend.

Wann kracht es?

Urplötzlich – ich hatte die Frage kaum zu Ende gedacht – kam Bewegung in die Wolke.

Sie wurde zu einem zerstörenden, rasenden Zyklopen mit einem schwefelgelben Auge. Zu einem hungrigen Raubtier aus einer anderen Dimension, das über uns herfiel, um sich zu sättigen.

»Mein Gott!« rief ich noch, bevor mich die erste Bö erfaßte und mich von den Beinen riß…

***

Ich schrie, ich keuchte, ich hustete und würgte, und ich lag auf dem Boden, krallte mich an einem aus der Erde hervorragenden Stein fest und hatte trotzdem das Gefühl, durch die Luft zu schweben und in das Auge des Zyklopen hineingerissen zu werden.

Der Orkan war furchtbar. Er kannte keine Rücksicht, war in seiner Wut und Wucht einmalig. Es heulte, toste, jammerte und pfiff, dabei schüttete er Tonnen von Staub und Sand der Erde entgegen, und dieses Zeug überfloß auch mich, ohne mich unter sich zu begraben.

Ich hatte mich davor gefürchtet, hier mein Grab zu finden. Doch mir schien eine Galgenfrist zu bleiben. Staub und Sandkörner rasten über mich hinweg, stiegen hoch und zu langen Fahnen und bildeten Kreisel und Spiralen, während ich noch immer am Boden lag und etwas darum gegeben hätte, mich verstecken zu können.

Von Suko sah ich nichts mehr. Ich hielt die Augen fest geschlossen, Staub und Sand hätten mich blind gemacht.

Um mich herum tobte, jammerte und heulte diese gewaltige Hölle.

Whisper, der Staubgeist, hatte sein Maul weit geöffnet und schrie das Grauen kurzerhand hinaus.

Bis es vorbei war.

Wie schon einmal geschah dies schlagartig. Letzte Schleier wehten noch gegen die Felsen, dann trat Ruhe ein.

Auch ich blieb ruhig und zunächst einmal unbeweglich liegen, weil ich noch immer damit rechnen mußte, daß etwas nachkam.

Ein Irrtum.

Als ich fast sicher sein konnte, daß nichts mehr passierte, drückte ich mich vorsichtig in die Höhe und sah nicht weit entfernt meinen Freund Suko.

Für mich hatte er keinen Blick, ich für ihn ebenfalls nicht. Beide schauten wir auf das Bild, das sich unseren Augen bot, und konnten es einfach nicht fassen.

Zwischen uns und der Felswand war etwas entstanden, eine Stadt!

Ich wußte auch, welchen Namen sie trug.

Alcoste!

***

Was wir mit Julien Prevost im kleinen erlebt hatten, war hier im großen nachvollzogen worden.

Vor uns stand eine Stadt. Sie war ins Nichts verschwunden und jetzt wieder aus dem Nichts gekommen.

Das Wort unglaublich war einfach zu wenig, um dieses Phänomen beschreiben zu können. Ich holte tief Atem, die Luft war anders geworden, nicht mehr so schwül, viel klarer, und sie drang tief in meine Lungen.

Häuser, Straßen, Gassen, Gärten, sogar Autos erkannte ich – und natürlich die Menschen.

Aber Menschen, die lebten und umherspazierten, als wäre nichts geschehen.

Oder doch?

Ihre Bewegungen waren anders. Steinern und hölzern, als würden sie sich jeden Schritt, den sie gingen, zuvor gründlich überlegen. Sie waren in Bewegung, aber sie kamen mir vor, als würden sie durch den Ort laufen und kein Ziel haben.

Die Menschen verließen ihre Häuser, gingen einige Schritte über die Straße, drehten sich wieder um, traten in die Häuser zurück, um dann in ihre Wohnungen zu laufen.

Selbst Autos standen nicht still. Sie rollten durch die Straßen, wendeten, nahmen andere Wege, rollten in schmale Gassen oder über Plätze.

Eines allerdings wunderte mich noch. Ich vernahm keinerlei Geräusche. Die Stadt vor mir lebte und war dennoch tot. Nicht der geringste Laut drang an meine Ohren.

Bis auf die Trittgeräusche, die Suko verursachte, als er zu mir kam und sich dabei Staub aus der Kleidung schüttelte.

»Eine Erklärung kannst du mir wohl auch nicht geben, oder?«

»Nein.«

»Ich frage mich, weshalb Whisper Alcoste hier hat entstehen lassen? Er muß einen Grund gehabt haben. Nichts geschieht ohne Motiv, auch nicht bei Wesen wie ihm. Welcher Plan steckt dahinter?«

»Denke daran, daß Baphomeths Macht hier gebrochen worden ist. Wir waren in der Kathedrale und haben sie dem Bösen abgenommen. Daß die andere Seite etwas dagegen unternehmen würde, liegt auf der Hand.«

Suko verzog den Mund. »Aber so?«

»Kennst du Whispers Pläne?«

»Nein, die kenne ich nicht und ihn leider auch nicht. Aber ich möchte ihn gern einmal kennenlernen.«

»Wirst du sicherlich. Reicht dir der zweimalige Angriff nicht? Oder hat er dir nicht gereicht?«

»War das der Staubgeist?«

»Wer sonst?«

»Okay.« Suko wechselte das Thema. »Ist bei dir alles in Ordnung? Oder sind dir Waffen weggeweht worden?«

»Nein, man hat uns auch nicht verwandelt. Es ist schon alles sehr rätselhaft.«

Der Chinese nickte. »Dann wollen wir der Stadt mal einen Besuch abstatten«, sagte er so laut, daß er auch von einer dritten Person gehört werden konnte, die sich hinter uns aufhielt, weshalb wir sie nicht gesehen hatten.

»Aber zusammen mit mir!«

Wir drehten uns um.

Janine Remi lief auf uns zu. Ihr Gesicht glänzte, obwohl der Staub dort dunkle Spuren hinterlassen hatte. Sie war aufgeregt, ihr Blick konnte sich von der Stadt nicht lösen. Permanent schüttelte sie den Kopf. »Es ist nicht zu fassen, das kann ich nicht begreifen.« Sie blieb neben mir stehen und hob die Schultern.

Ich wollte es genau wissen und fragte: »Ist das Alcoste?«

»Ja, natürlich, das ist Alcoste, mein Heimatort. Ich bin dort geboren, lebte im Kreise der Familie und…« Sie sprach nicht mehr weiter.

»Dann werden Sie Ihre Familie auch besuchen können.«

»Meinen Sie, daß sie lebt?«

»Sicher, weshalb nicht?«

»Ich weiß nicht. Es ist alles so komisch, so anders. Ich bin da völlig überrascht worden und weiß überhaupt nicht, was ich noch denken soll. Sie doch auch…?«

»Ja, es ist rätselhaft.«

»Gehen wir gemeinsam?«

Ich lächelte ihr zu. »Jetzt, da Sie schon einmal hier sind, können Sie uns auch führen. Aber etwas anderes. Wie hat man den Sturm unten im Ort aufgenommen?«

»Die Menschen haben sich gefürchtet und anschließend gewundert, weil sie verschont blieben. Außerdem hat der Abbé Besuch bekommen. Männer sind zu ihm gestoßen.«

»Ja, es sind seine Freunde, die Templer. Sie haben sich in Alet-les-Bains ein Haus gebaut.«

»Darf ich mich bei Ihnen einhaken?« fragte Janine.

»Gern.« Ich reichte ihr meinen Arm.

»So fühle ich mich etwas sicherer«, sagt sie nach einigen Schritten.

Der Untergrund hatte sich nicht verändert. Wir sahen weder Sand noch diesen widerlichen, hauchdünnen Staub. Wie blankgefegt wirkte der Boden, obwohl er für ein zügiges Laufen nicht gerade prädestiniert war, denn aus der Erde wuchsen kantige und oftmals schräg stehende Steine wie Stolperfallen hervor.

Und wieder täuschte die Distanz. Die Stadt sah näher aus, als sie tatsächlich lag. Wir mußten schon eine Zeitlang wandern, bis wir sie erreicht hatten.

»Da Sie sich ja auskennen, möchte ich Sie bitten, uns direkt dorthin zu führen, wo Sie gewohnt haben. Ihr Haus wird sicherlich noch stehen – oder nicht?«

»Ich kann es sehen.«

»Und wo befindet es sich?«

»Nahe des Bahnhofs.« Janine deutete nach links, wo auch der Abhang begann.

Dort sahen wir tatsächlich ein größeres Gebäude mit zwei Ausgängen. Das konnte gut und gern eine Bahnhofshalle gewesen sein oder war es auch jetzt wieder.

Wir schlugen diese Richtung ein. Auch beim Näherkommen vernahmen wir keine Geräusche, obwohl sich Menschen auf den Gehsteigen bewegten und Autos über die Straßen fuhren.

Alcoste selbst schien unter einer gewaltigen Glocke zu liegen, die alles erstickte.

Wenn ich an der Rückseite des Bahnhofs vorbeischritt und danach einen Bogen schlug, geriet ich auch in die Richtung, wo einst die Kathedrale gelegen hatte. Dahinter begann schon die Region.

Ich drückte die Hand des Mädchens aus meiner Armbeuge und holte den Würfel hervor.

Suko folgte meinem Beispiel, blieb ebenfalls stehen und schaute zu, wie ich die beiden Handflächen gegen den Würfel legte. Seine Schlieren, die magischen Informationsträger, blieben ruhig, bis auf ein leichtes Zittern. Das konnte auch an der Aufregung liegen, die mich umklammert hielt.

»Nichts«, sagte ich.

Suko deutete nach vorn. »Dort tut sich auch nichts«, erklärte er.

»Was verlangst du?«

»Aber Alcoste ist nicht normal.«

»Sie wird auch wieder verschwinden«, erklärte Suko voller Überzeugung.

»Und wo entstehen?«

»Hoffentlich dort, wo sie hergekommen ist. Es fehlt noch, daß Dämonen ganze Landstriche auf den Kopf stellen.« Er hatte es etwas spöttisch gesagt, aber mehr als Galgenhumor blieb uns eigentlich nicht.

Bald erreichten wir die erste Straße. Sie hörte dort auf, wo auch die Häuser begannen.

Ein Wagen kam uns entgegen. Die breite Schnäuze des alten Benz wirkte gefährlich, aber das Fahrzeug stoppte vor uns. Der Fahrer wendete und rollte wieder in der entgegengesetzten Richtung davon.

»Kannten Sie den Mann?« fragte ich Janine.

»Ja, das war unser größter Lebensmittelhändler im Ort. Er ist auch nebenbei noch Schlachter.« Sie blieb stehen. »Wenn wir zu uns wollen, müssen wir die Richtung ändern.«

»Einverstanden.«

Wir gingen nach links. Janine führte uns an einem Garten vorbei.

Der weiße Zaun glänzte, wie frisch gestrichen. Ich fühlte mit der Hand über die Pfosten. Kein Sandkorn schrammte an meiner Haut.

Alles war völlig glatt und normal.

Die Familie Remi wohnte in einem alten Steinbau mit kleinen Fenstern. Zur Haustür führte eine schmale Steintreppe hoch. Vier Stufen zählte ich bis zur Nische, deren Rückwand mit der Tür abschloß.

Janine zögerte noch. Sie hatte eine Gänsehaut bekommen und schaute sich ängstlich um. In der Nähe befanden sich außer uns keine Personen mehr. Das Leben konzentrierte sich mehr auf die Ortsmitte hin.

»Wollen Sie nicht, Janine?«

»Ich habe Angst, John.«

»Okay, dann gehe ich«, sagte Suko und betrat bereits die letzte Treppenstufe.

Er überwand die restlichen mit einem großen Schritt, blieb vor der Tür stehen und drückte kurz dagegen.

Sie schwang auf, schleifte mit dem unteren Rad über den Boden und quietschte zudem noch in den Angeln. Er schaute in den Flur hinein, bevor er sich umdrehte. »Es ist niemand zu Haus.«

»Gehen Sie rein!« rief Janine.

»Aber mit Ihnen«, sagte ich und schob sie vor. »Keine Sorge, ich bleibe an Ihrer Seite. Außerdem ist mein Freund Suko noch da.«

»Aber gegen Whisper sind wir machtlos.«

»Das bleibt abzuwarten.«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich wundere mich darüber, woher sie diesen Mut und die Selbstsicherheit nehmen, das alles zu tun.«

»Reine Erfahrungssache«, gab ich lässig zurück, obwohl dies auch so

nicht stimmte, doch ich wollte die junge Französin nicht noch mehr beunruhigen.
Suko war schon vorgegangen und wartete auf uns. Er stand in einem ziemlich engen Flur.
Janine preßte sich gegen die Wand und hielt sich zusätzlich an mir fest.
Ich lächelte knapp. »Was ist los, Janine? Sie sind hier zu Hause…«
»Trotzdem habe ich Angst.«
»Das kann ich verstehen. Wo haben Sie gewohnt?«
»Hier unten lebte mein Urgroßvater. Er kann die Treppen nicht mehr hochsteigen.«
»Wo befindet sich sein Zimmer?«
Sie deutete in den Flur hinein. »Sie müssen dann rechts gehen. Da ist die Tür.«
Suko war schon vorgegangen und blieb zwei Schritte vor der Wohnungstür stehen. Er trat nicht ein, weil er von drinnen Geräusche hörte. Dort ging jemand hin und her.
Janine trat noch dichter an mich heran. Ihr bleiches Gesicht wirkte im Dämmer des Flurs wie ein gespenstischer, heller Fleck, der, je näher er kam, immer stärkere Konturen annahm. Im unteren Teil bewegte sich ihr Mund, als sie anfing zu sprechen. »Das ist mein Urgroßvater. Sie haben ihn nur den alten Remi genannt.«
»Woher wissen Sie das?«
»Ich erkenne ihn an seinen Schritten.«
Suko ging auf die Tür zu. »Dann kann uns ja nichts passieren«, sagte er.
»Kann ich ihn rufen?« Janine schaute mich bittend an.
Ich hob die Schultern. »Meinetwegen. Wenn es so wichtig für Sie ist.«
»Ja, ich will Gewißheit haben.«
Sie rief einen Namen, den ich nicht verstand. Es mußte wohl ein Kosewort sein, aber sie bekam Antwort.
»Ja, ma petite cherie, komm zu mir. Komm zu deinem lieben alten…«
»Das ist er, das ist er!« Janine war plötzlich außer sich. »Das ist mein Urgroßvater. Gott, er lebt.«
Da drückte Suko die Tür nach innen. Sie schwang sehr weich in den Raum hinein, und wir hörten das leise Schleifen der Angeln. Im rechten Winkel zur Wand blieb sie stehen, so daß wir direkt in das Zimmer hineinsehen konnten.
Es war nur spärlich möbliert. Eine Kommode, das Bett aus Holz, der Waschtisch mit den geschwungenen Beinen und der Schüssel darauf, zwei Fenster, ein schmaler Tisch und ein Stuhl, auf dem der Urgroßvater Platz genommen hatte.
Suko war zur Seite gegangen, damit auch wir den Raum betreten

konnten. Janine war mir bisher nur zögernd gefolgt. Das änderte sich. Plötzlich konnte sie es nicht mehr erwarten, mit ihrem Verwandten zu sprechen. Sie übersprang die Schwelle. »Du bist da!« rief sie und wollte auf ihn zueilen, doch die hart klingende Stimme des Alten stoppte sie.

»Nicht, keinen Schritt weiter. Du mußt stehenbleiben. Rühr mich nicht an!«

Ich hatte diesem alten Menschen nicht eine so kraftvolle Stimme zugetraut. Wenn er auf diese Art und Weise sprach, mußte er einen bestimmten Grund haben.

Janine gehorchte auch. Sie schüttelte den Kopf, auf ihrem Gesicht zeichnete sich Erstaunen ab, und sie wollte etwas sagen, aber ihr Urgroßvater bewegte seinen Kopf, blickte Suko ins Gesicht, dann mir und fragte leise: »Wen hast du mitgebracht, Kind?«

»Zwei Freunde.«

»Wollen Sie sterben?«

»Das hatten wir eigentlich nicht vor«, erwiderte ich und erntete ein krächzendes Lachen, das sehr bitter klang, wie auch die folgenden Worte. »Viele Menschen möchten nicht sterben und gehen trotzdem den Weg, der jedem vorbestimmt ist.«

»Bist du denn gestorben, Urgroßvater?«

Der Alte zögerte einen Moment mit seiner Antwort. »Eine sehr gute Frage, mein Kind, ja, sehr gut.« Er hob seinen Kopf etwas an.

»Ich sitze vor euch, also lebe ich – oder nicht?«

»Es sieht so aus«, sagte ich.

»Wahrscheinlich bin ich tot und lebe trotzdem, wie auch die anderen Menschen in Alcoste«, hörten wir. »Alles liegt nur an ihm.«

»An Whisper?«

»So heißt er.«

»Wer ist er?« fragte ich den alten Mann. »Von Ihrer Urenkelin hörten wir, daß Sie schon vorher Bescheid wußten, als Sie die graue Wand am Himmel sahen.«

Der alte Mann nickte bedächtig. Er saß gut im Licht, so daß wir seine Haut erkennen konnten. Sie hatte die Farbe von grauem Staub angenommen. Wenn er sich bewegte, bekam ich jedesmal den Eindruck, als würde er im nächsten Moment zusammenfallen. Der Staub klebte auch in seinem schütteren Haar, hatte sich eingenistet in den Furchen und Falten des Gesichts und lag als Schicht auf seinen Händen. Zudem bedeckte er auch die Kleidung.

»Ja, ich hörte von Whisper. Er ist ein finsterer Dämonengeist, der in einem anderen Teil der Welt geboren wurde. In der großen Wüste hat man ihn beschworen. Er kommt, vernichtet, frißt, speit wieder aus. Ob Mensch, Tier oder Gebäude, vor ihm ist nichts sicher. Er kann die Menschen zerstören, er kann sie töten, er kann sie auflösen, aber sie

leben trotzdem weiter. Jedes noch so kleine Staubkorn ist ein Mensch. In ihm ist alles vereint, was den Menschen normalerweise ausmacht. Mehr weiß ich über ihn nicht.«

»Doch wer hat ihn geholt?« rief Suko.

»Ein Mächtiger muß es gewesen sein. Jemand, der noch über dem Staubgeist steht.«

»Der Teufel?«

Remi schaute Suko an. »So sagt man gewöhnlicherweise.« Er schnaubte. »Ich bin sehr alt geworden, über neunzig Jahre, aber ich habe meine Augen nicht verschlossen. Ich weiß, was in dieser Umgebung vorgegangen ist. Ich habe ebenfalls von der Kathedrale der Angst gehört, obwohl sie nicht unmittelbar bei Alcoste gelegen hat. Sie war immer ein Hort des Bösen gewesen. Nicht umsonst hat an einer Säule die Warnung gestanden. Terribilis est locus iste. Dieser Ort ist gefährlich. Ja, er war gefährlich. Dann sind Menschen gekommen und haben ihm den Bösen weggerissen. Das kann der Teufel nicht vertragen. Die Hölle wurde herausgefordert, ist verloren. Das sage nicht nur ich, auch andere sind dieser Ansicht. Aber man will auf die Alten nicht mehr hören.«

Mir glitt das Thema zu sehr ab. Ich wollte wissen, weshalb der Ort Alcoste neu entstanden war, und zwar an dieser Stelle, mit all seinen Bewohnern.

Als ich die entsprechende Frage formuliert hatte, warteten wir gespannt auf eine Antwort. »Ihr verlangt viel«, flüsterte der Alte, »aber ich will versuchen, euch eine Erklärung zu geben. Whisper hat sich Helfer gesucht und sie auch gefunden. Er hat vernichtet und wieder neu aufgebaut. Wer von den Menschen, die sich in seiner Hand befinden, sich weigern will, seine Befehle zu befolgen, hat es zu bereuen. Er wird den schrecklichen Tod erleiden. Schon einmal ist er über uns hinweggefegt. Er hat uns seine Macht bewiesen. Wir waren tot, wir waren aufgelöst, aber nun leben wir wieder, wenn auch nicht so wie früher. Doch wir sind keine Veränderten mehr, versteht ihr das?«

»Wir versuchen es zumindest«, sagte ich.

»Er braucht die Menschen, um den Ort wieder zu einem Hort des Bösen zu machen, der geraubt wurde. Er wird sie ins Feuer schicken. Er wird die Kathedrale stürmen lassen und dort vernichten, was die Menschen hineingelegt haben.«

»Das Silberskelett des Hector de Valois!« stieß ich hervor.

»So ist es.«

Ich lachte hart auf. »Das wird ihm nicht gelingen. Schon einmal hat das Skelett bewiesen, wie stark es ist. Es hat die Macht Baphomeths vertrieben. Auch bei einem zweiten Angriff wird es seine Stärke beweisen.«

»Nicht gegen Whisper«, murmelte der Alte. »Nicht gegen ihn. Er läßt Häuser zu Staub zerfließen, das gleiche kann er auch mit Bergen und Felsen geschehen lassen. So wird er die Kathedrale zerstören und nur noch Staub zurücklassen. Mit der Seelenkraft seiner Diener, die er wieder sammeln wird, kämpft er gegen diesen Machtblock an. Die Menschen werden, falls sie nicht zu schwach sind, überleben, aber stets unter seiner Kontrolle bleiben, damit sich in späterer Zeit die Macht des Teufels hier wieder festigen kann. Das sind seine Pläne, die hat er uns mitgeteilt, als wir zu Staub geworden waren und alles begreifen konnten. Jetzt seid ihr gekommen und wollt ihn stoppen.« Der alte Mann schaute auf und schüttelte den Kopf.

»Nein, das kann und wird euch nicht gelingen. Ihr könnt die Seiten im Buch des Schicksals nicht zurückschlagen.«

Das hörte sich tatsächlich so an, als hätten wir überhaupt keine Chance mehr. Aber daran wollte ich wieder nicht so recht glauben.

Wir hatten schon ganz andere Dinge vollbracht. Zwar keine Wunder, aber stets Auswege gefunden.

Der alte Mann sprach weiter. Er redete jetzt mit seiner Urenkelin.

»Du hast meinen Rat zwar befolgt, Janine, aber du bist zurückgekehrt. Das hättest du nicht tun sollen. Als einzige im Ort hattest du die Chance gehabt, dem Grauen zu entfliehen. Das ist nun vorbei, denn du steckst mitten im Kreislauf der Mächtigen.«

Janine schüttelte den Kopf. »Nein, ich werde nicht zulassen, daß man mich manipuliert. Ich habe…«

»Du hast keine Möglichkeit zur Flucht. Jeder, der sich hier im Ort aufhält, ist verflucht. Das mußt du dir genau merken, mein Kind. Ich hätte gern gesehen, wenn jemand aus unserer Sippe gerettet worden wäre. Aber so…« Er hob mit einer müde wirkenden Bewegung den Arm und ließ ihn ebenso langsam wieder fallen. Die ausgestreckte Hand prallte dabei auf die Tischplatte. Wir hätten kaum hingeschaut, wäre uns nicht die Staubwolke aufgefallen, die plötzlich aufquoll. Das war nicht alles. Die Hand hatte den Schlag nicht überstanden. An den Fingern begann sie damit, sich aufzulösen.

Zuerst waren es die Kuppen und Nägel, die zerflossen, und wir schauten auf mehrere kleine Sandhäufchen.

Auch Janine hatte zugesehen. Sie überwand sich selbst, wollte auf ihren Urgroßvater zuspringen, dessen Kopf bereits nach hinten kippte und mit dem Hals von der Lehne abgestützt wurde.

Blitzschnell hielt Suko das Mädchen fest. »Nein, Sie bleiben hier, Janine!« Suko drehte sich um und preßt sie so an sich, daß sie nicht hinschauen konnte.

Es war gut, denn das Sterben des Greises ging auch uns an die Nieren. Er begleitete es mit Worten, die flüsternd über seine Lippen drangen.

»Die Alten sind nicht kräftig genug. Sie müssen den Tribut zahlen, so wie ich. Sie sind ausgelaugt, fertig, sie können sich nicht mehr so viel vertragen. Das Wechselspiel hat sie zerstört und…«

Er konnte nicht mehr sprechen, dafür hörten wir das Rascheln.

Dabei sackte seine Gestalt ineinander. Der Kopf drehte sich zur Seite, das Gesicht veränderte sich. Es wurde zu einem Relief, das sich ebenfalls bewegte und ineinanderlief. Von verschiedenen Seiten rannen die kleinen Sandbahnen und Staubkörner aufeinander zu, bis diese, zusammen mit den Furchen ineinander sackten, so daß vom Kopf des Mannes nicht mehr zurückblieb als feiner Sand und Staub.

Auch den Körper gab es nicht mehr. Auf dem Stuhl hatte sich ein Bündel alter Kleider zusammengefaltet.

Janine wandte dem Bündel den Rücken zu. Noch immer hielt Suko sie fest. Wir hörten ihre flüsternde Stimme. »Ist er tot?« fragte sie.

»Ist er wirklich gestorben?«

»Ja«, sagte mein Freund.

»Ich wußte es«, flüsterte das Mädchen. »Keiner hat eine Chance. Jeder wird sterben, auch wir…«

»Nein«, sagte ich. »Denken Sie an die Worte Ihres Großvaters. Er hatte keine Chance, weil er zu alt war. Die anderen aber sind jünger. Sie befinden sich jetzt noch unter der Knute des Staubgeistes. Wir werden dafür sorgen, daß die Macht gebrochen wird.«

»Ach, das ist doch nicht wahr. Sie sagen es nur so. Das schaffen wir niemals.«

»Können wir jetzt gehen?« fragte Suko leise.

»Wohin?«

»Sie sind hier zu Hause, Janine. Wollen Sie uns nicht führen? Ihre Eltern leben hier. Ihre Großeltern, das haben Sie uns gesagt.«

»Ja, stimmt.« Sie ging einen kleinen Schritt zurück, schaute dabei zu Boden und hob die Schultern. »Aber ich möchte nicht, daß es wieder passiert. Daß ich so nahe den Tod sehe.«

»Wir glauben nicht, daß dies der Fall sein wird. Ihr Urgroßvater ist gestorben, weil er zu alt war. Er hat die Magie nicht mehr verkraftet. Bei den Jüngeren müssen Sie von anderen Voraussetzungen ausgehen, Janine.«

»Und Whisper?«

»Hat uns bisher noch nichts getan«, sagte ich.

»Aber ich habe Furcht vor ihm. Verstehen Sie das?«

»Sicher. Nur – weshalb sind Sie uns dann nachgelaufen?«

Janine Remi hob die Schultern. »Eine gute Frage, John. Ich kann es selbst nicht sagen. Es war ein Trieb in mir. Ich spürte ihn so plötzlich, und da mußte ich einfach kommen.«

Ich legte einen Arm um sie. »Und jetzt gehen wir. Irgendwo müssen wir ja auf Menschen treffen, die nicht sterben.«

Janine sprach nicht mehr dagegen. Wir nahmen die Treppe nach oben. Im Haus war es unnatürlich ruhig und dämmrig. Auch von draußen hörten wir kaum Geräusche. Die Wagen, die auf den Straßen fuhren, glitten fast lautlos dahin, Stimmen wurden zu wispernden Lauten gedämpft, nur manchmal hatten wir den Eindruck, als wäre jemand in der Nähe, der tief und schwer Atem holte.

Wir erreichten die erste Etage. Janine blieb stehen und deutete auf eine schmale Zimmertür. »Hier habe ich gewohnt.«

»Möchten Sie hineingehen?«

»Nicht zuerst.«

Suko öffnete die Tür. Der Raum war klein, gemütlich eingerichtet – und leer.

»Nichts«, meldete Suko. »Sie haben sich umsonst Sorgen gemacht.«

»Das glaube ich auch.« Die Sorgen wurden nicht kleiner, denn wir fanden den Rest der Familie Remi nicht. »Sie sind nicht da!« flüsterte das Mädchen. »Wo können sie sein?«

Ich beobachtete sie, sah den Schrecken auf ihrem Gesicht, und plötzlich umklammerte sie hart meinen Arm. »Sie sind doch nicht weg oder tot, Monsieur?«

»Das glaube ich nicht.«

»Glauben und wissen sind zweierlei.« Sie schluckte. »Wenn das wahr wäre, dann…«

»Wir werden sie suchen, Janine.«

»Wo denn?«

»Lassen Sie uns durch Alcoste gehen, ja?«

»Ich kann nur zustimmen.«

Sehr bald standen wir wieder draußen. Das Haus lag erhöht, wir blickten auf die Dächer. Die Umgebung hatte sich verändert. Alcoste war tot, und es lebte trotzdem. Die Lichter wirkten gespenstisch.

Helligkeit fiel aus den Fenstern, wurden von den Kuppeln der Straßenlampen abgestrahlt oder von erleuchteten Geschäftsreklamen.

Wir sahen Menschen auf den Gehsteigen. Jugendliche fuhren auf ihren Mopeds durch den Ort. Sie trafen sich nahe einer großen Eiche, wo auch alte Leute auf der Bank saßen, die den Baumstamm wie ein weißer Bart aus Holz umgab.

»Sie alle leben!« sagte ich leise.

»Ja, aber wie!« gab Janine zurück.

»Kommen Sie. Wir sehen uns die Dinge einmal aus der Nähe an.«

Janine nahmen wir zwischen uns. Zwei Minuten später, wir waren durch eine schmale Gasse gegangen, erreichten wir die breiteste Straße des Ortes.

Zwei Teenager, bunt gekleidet, schlenderten auf uns zu. Janine sagte ihre Namen, aber die beiden kümmerten sich nicht um sie. Da wir den Gehsteig versperrten, drückten sie sich an uns vorbei und gingen auf

der Straße weiter.

Janine starrte mich an. »Das… das gibt es nicht!« hauchte sie.

»Weshalb haben die uns nicht angesehen?«

»Vielleicht haben die Sie nicht erkannt.«

»Das kann nicht sein. Ich kenne sie gut. Wir waren oft zusammen, glauben Sie mir.«

»Dann müssen Sie unter einem Schock oder Streß stehen«, sagte ich. »Vielleicht hat Whisper ihren Geist beeinflußt. Sie sind allein auf sein Ziel konzentriert.«

»Das ist aber schlimm. Dann können wir nichts mehr tun.«

Ich widersprach. »Wir werden etwas tun.«

»Und was?«

»Wir gehen dorthin, wo einmal die Kathedrale der Angst gestanden hat«, erklärte ich.

»Und dann?«

»Es gibt dort ein Geheimnis, das wir unbedingt lüften wollen. Was es ist, darüber möchte ich mit Ihnen nicht sprechen. Aber glauben Sie mir, so wehrlos sind wir nicht.«

Suko nickte mir zu. Er hatte begriffen und meinen Plan verstanden. Ich wollte mit dem in Kontakt treten, der in mir wiedergeboren war. Mit Hector de Valois, dem silbernen Skelett, das in der Kathedrale aufgebahrt worden war.

Janine schüttelte sich. »Ich habe von diesem Ort gehört. Niemand traut sich dorthin, weil unheimliche Dinge in ihm vorgehen.«

»Vorgegangen sind«, sagte ich. »Jetzt ist es anders. Wir haben den Ort befreien können.«

»Und was wollen Sie da?«

»Auf Whisper warten.«

Sie schlug ihre Hand gegen die Lippen. »Das… das schaffen Sie doch nicht. Er wird sich Ihnen nicht zeigen. Und wenn, dann kann er Sie vernichten. Sie kennen ihn ja.«

»Wir warten es ab.«

»Den Weg kenne ich«, sagte sie leise. »Wir müssen auf die dunklen Felsen zugehen. Da finden wir dann…« Plötzlich verstummte sie und schaute starr geradeaus.

»Was haben Sie?« fragte Suko.

»Der… der Mann dort, der uns entgegenkommt.«

»Was ist mit ihm?«

»Er ist mein Vater!«

***

Wir verstanden ihre Aufregung. Sie wollte auf den dunkelhaarigen Mann zulaufen, aber ich hielt sie fest. »Nein, Janine, wenn er wirklich Ihr Vater ist, wird er Sie auch erkannt haben.«

»Er hätte mir schon winken können.«
Gesehen haben mußte er sie, aber er tat so, als hätte er sie nicht bemerkt.
Mit etwas unsicher wirkenden Schritten kam er auf uns zu. Bewußt versperrten wir ihm den Weg, weil wir sehen wollten, wie er auf diese kleine Provokation reagierte.
Er blieb stehen.
Wir schauten uns an.
»Vater!« hauchte Janine.
Der Mann mit dem dunklen Haar zog die Stirn kraus. Er dachte über das Wort nach, möglicherweise auch über den Klang der Stimme, die in seinem Innern wohl ein Echo hatte aufklingen lassen.
»Kennst du mich nicht mehr?«
Remi hob die Schultern.
Da hielt es seine Tochter nicht länger aus. Sie fragte uns nicht, sondern lief auf ihn zu und warf sich gegen ihn. Er konnte nicht anders, er mußte sie auffangen, aber diese Umarmung dauerte nur Sekunden, dann sprang Janine wieder zurück.
»Mein Gott, das ist furchtbar.«
»Was?« fragte Suko.
»Ich… ich habe ihn berührt. Er ist so kalt. Ja, so kalt wie der Tod.«
Wir wunderten uns nicht mehr. Remi ging weiter und verschwand in der Gasse, aus der wir gekommen waren.
Ich drehte mich noch um. Auch Janine schaute hinter ihm her.
»Lebt er? Ist er tot?«
»Ich kann es dir nicht sagen«, erwiderte ich leise. »Aber ich glaube nicht, daß du einen Toten umarmt hast.«
»Mein Urgroßvater war es auch.«
»Richtig. Nur ist dein Vater jünger. Für uns ist es wichtig, daß wir die Kathedrale erreichen und uns dort dem Staubgeist stellen. In den nächsten Stunden wird es sich entscheiden, wer Sieger in diesem makabren Spiel bleibt, Janine.«
Suko hob den rechten Arm und streckte den Zeigefinger in die Höhe. »Wir sollten uns wirklich beeilen«, sagte er.
»Wieso?«
Er deutete auf die Schatten und die Lichtreflexe in unserer Nähe.
Seine Antwort aber befaßte sich mit etwas anderem. »Es sieht noch alles normal aus, aber du kannst es spüren, wenn du deine Fingerspitze näßt. Der Wind hat zugenommen. Er ist stärker geworden, und wir wissen, was dies bedeutet.«
»Ja, Whisper bereitet seinen Angriff vor.«
»Genau. Wenn du mich fragst, John, werden wir es kaum schaffen, bis zur Kathedrale zu kommen. Ich glaube, wir müssen uns dem Staubgeist hier stellen.«

»Und das ohne mein Kreuz«, fügte ich bitter hinzu…

***

Zwischen den schwarzen Felsen lag das silberne Skelett wie ein unheimlicher stummer Wächter in einem offenen Sarg. Er war zu seinem Platz geworden, zu seiner ewigen Ruhestätte, denn es hatte das Böse zwischen den uralten Steinen vertrieben.

Lange genug war dieser steinerne Dom ein Hort des Schreckens gewesen, aber Baphomeths Macht war nun gebrochen worden. Damit sie nicht zurückkehrte, hielt das Skelett Wache.

Es lag auf dem Rücken. Die leeren Augen innerhalb des Totenschädels waren in die Höhe gerichtet, genau in den Spalt hinein, den die senkrecht hochsteigenden Wände freiließen, um den Blick auf ein schmales Stück Himmel zu ermöglichen.

In der Schlucht war es immer düster. Das Sonnenlicht reichte längst nicht bis auf den Grund.

Richtig dunkel wurde es nie. Vom Knochenkörper der unheimlich wirkenden Gestalt strahlte ein bleiches, an Blei erinnerndes Schimmern ab, das selbst über die Ränder des Sargs kroch und sich außen wie ein Schleier ausbreitete.

Der Knöcherne war allein und trotzdem in Begleitung. Seine knöchernen Hände lagen nebeneinander in der Höhe des Bauches. Ihre Flächen zeigten nach oben, und sie hielten etwas fest wie eine Vase die Blumen.

Es war sehr alt, fast 800 Jahre, und es bestand aus Stein. Grauer Stein mit leicht grünlichen Einschlüssen, aber nicht so stark, als daß sie zu übersehen gewesen wären.

Es waren bestimmte Zeichen, sehr wertvoll, und sie gehörten einfach zu diesem Stein, der einen bestimmten Namen trug.

Das Siegel der Templer!

Einstens war es von einem mächtigen Ritter getragen worden, dessen Glanz über die Jahrhunderte hinwegstrahlte und auch in der modernen Zeit noch einen großen Namen besaß.

Richard Löwenherz!

Ihm hatte das Siegel gehört. Es war ihm entwendet worden und nach einer langen Reise in einem Brunnen in dem Balkanland Jugoslawien von dem Geisterjäger John Sinclair gefunden worden, der es dem Skelett des Hector de Valois in den Sarg gelegt hatte. Der Geist des Richard Löwenherz war in Hector de Valois wiedergeboren worden.

Der Stein war etwas Besonderes. Vielleicht fiel er gerade durch seine Schlichtheit auf. Sie machte es möglich, daß die Eingravierungen besser zum Vorschein kamen.

Das Templersiegel war englischer Herkunft. Über dem Löwen mit dem gebogenen Schwanz, der über dem Rücken schwebte, lag ein

Halbmond. Er war fest verbunden mit der Unterseite eines Kreuzes und umringt von Sternen. Bei den Templern war es das Sinnbild für die Mutter Gottes. Das Kreuz war auf dem Siegel das wichtigste Indiz, denn es befanden sich die gleichen Zeichen darauf wie auf Sinclairs Kreuz. Deshalb konnte es nur einer Gruppe gehören, die dem Guten diente.

Wie auch Hector de Valois es damals getan hatte. Doch er war zu einem silbernen Skelett geworden, wobei dies nicht hieß, daß er völlig vernichtet war.

Der Körper konnte getötet werden, aber der Geist blieb. Wenn er zudem noch die magischgeistige Kraft eines Hector de Valois' besaß, durfte von einem direkten Tod nicht geredet werden.

Der Geist des Hector de Valois', das Siegel des Richard Löwenherz und das Skelett bildeten ein Dreieck, dessen unsichtbare Seiten miteinander in Verbindung standen. Sollte sich eine Gefahr nähern und eine dieser drei Seiten spürte es, so warnte sie die andere.

So war es auch an diesem Tag.

Über dem Land schien noch die Frühlingssonne. Das Ende der Schlucht zeichnete sich scharf konturiert ab. Der Raum zwischen den Wänden schien zu schmelzen, so daß der Ausschnitt fast nur fingerbreit wirkte.

Das Skelett lag stumm im Düstern.

Bis zu einem bestimmten Zeitpunkt, wo es urplötzlich den Kopf hob, als wäre es mit einem Band hochgezogen worden. Gleichzeitig drückte sich auch der Oberkörper in die Höhe, so daß es eine sitzende Haltung angenommen hatte.

Noch lagen die Hände wie immer. Sie waren nur mehr flache Schalen, auf denen das Templer-Siegel seinen Platz gefunden hatte.

In den Augenhöhlen nistete die Leere. Der Mund stand offen, darüber ein Loch, wo sich einmal die Nase befunden hatte, und all das war von einem blassen Schein aus Silber umgeben.

Das Skelett wartete…

Noch veränderte sich nichts. Die Düsternis blieb, kein böser Hauch durchfuhr sie, doch das Skelett war nicht umsonst gewarnt worden.

Etwas lauerte, und dieses Etwas mußte nicht allzu weit entfernt sein, sonst wäre es von dem Skelett nicht wahrgenommen worden.

Die Warnsignale, egal von wem auch geschickt, hatten es erreicht.

Zeit verrann. Sie war für ein Wesen wie diesen Bewohner der Schlucht nicht mehr existent. Verging ein Monat, ein Jahr oder nur ein Tag, was machte das schon aus?

Der Blick des Totenschädels war auf das Ende oder den Anfang der Schlucht gerichtet. Dort mußte es erscheinen, und das Skelett hatte sich nicht getäuscht.

Dort kam etwas.

Kaum zu sehen, ein schwacher Schein nur, ein verwaschen wirkendes Licht, so silbrig schimmernd wie das Skelett selbst.

Aber es blieb nicht dort, es kam näher, plötzlich strahlte es auf, füllte den Raum zwischen den Wänden aus und wurde fast zu einem explodierenden Stern.

Es war ein Gegenstand, der nur ein Ziel kannte.

Wie ein hart geworfener Stein fiel er herab, genau in den offenen Sarg und genau auf die silbrig schimmernde Knochengestalt.

Neben dem Siegel der Templer blieb er liegen, soviel Platz befand sich auf den beiden Handflächen.

Das Skelett schaute noch nicht hin. Erst allmählich senkte es den Knochenschädel, als konnte es durch die leeren Augenhöhlen den Gegenstand genau erkennen.

Es war ein silbernes Kreuz!

***

Wir waren unschlüssig darüber, was wir unternehmen sollten. Die Kathedrale war wichtig, aber Suko hatte mich davon überzeugt, daß wir es nicht mehr schaffen würden.

»Dann müssen wir eben hierbleiben«, sagte ich.

Mein Freund nickte. »Und dann?«

Janine gab die Antwort. »Wir werden ebenfalls zu Staub werden«, flüsterte sie. »Schaut euch doch um. Wir sind umgeben von lebendigen Toten. Ich sehe meine Verwandten, meine Freunde, meine Bekannten, aber sie erkennen mich nicht mehr. Dieser verdammte Staubgeist kann mit ihnen spielen. Er macht mit ihnen, was er will.«

»Ja, mit denen.«

»Wie meinen Sie das?«

Ich lächelte schmal. »Sie sind bereits in die Magie des Staubgeistes geraten, wir aber nicht.«

»Das kann noch kommen.«

»Oder auch nicht«, sagte ich. »Vielleicht will er uns nicht. Denkt an den Überfall auf der Herfahrt. Ihn haben wir ebenfalls relativ gut überstanden. Oder nicht?«

»Und wo ist dein Kreuz?« fragte Suko.

»Keine Ahnung. Was aber nicht heißen muß, daß Whisper es besitzt.«

Suko ballte die rechte Hand zur Faust. »Whisper!« schimpfte er.

»Ich höre immer nur Whisper. Verdammt, bald bin ich es leid. Ich möchte ihn gern einmal sehen. Wie sieht er aus? Kannst du mir das sagen, John?«

»Nein.«

»Eine Staubwolke«, sagte Janine Remi. »Er ist eine Wolke aus Staub und Sand. Dabei wird er vom Teufel oder von wem auch immer geleitet. So ist es doch.«

»Das kann sein«, gab ich zu.

Zu einem Entschluß waren wir noch immer nicht gekommen.

Möglicherweise brauchten wir das auch nicht, denn innerhalb der Ortschaft änderte sich einiges.

Uns kam es vor, als hätten die Menschen einen Befehl gehört. Sie verhielten sich völlig anders.

Auf uns wirkte es gleichzeitig erschreckend und unheimlich. Von einer Minute auf die andere schlief der Betrieb ein.

Die Autos stoppten ihre Fahrt dort, wo sie sich gerade befanden.

Die Fahrer stiegen aus, nickten sich irgend wie verschwörerisch wirkend zu, um anschließend zusammenzufinden. Sie gingen zwar nebeneinander her, aber sie sprachen nicht miteinander. Alles wirkte wie abgesprochen zwischen ihnen.

Hinter uns öffnete sich knarrend eine Tür. Eine Familie mit zwei Kindern verließ das Haus.

»Das sind die Greviers«, flüsterte Janine, die sich umgedreht hatte.

»Ich kenne sie recht gut.« Sie wollte die vier Leute ansprechen, erkannte aber sehr schnell, daß man keine Notiz von ihr nahm. Die Greviers hatten andere Sorgen. Sie gingen an uns vorbei, ohne sich um uns zu kümmern. Nicht einmal einen Blick gönnten sie uns.

»Ob die uns überhaupt sehen?« fragte Janine. »Die Leute hier kommen mir vor, als würden sie in einer anderen Welt leben und durch unsere einfach hindurchspazieren.«

»Das kann schon sein«, sagte ich.

»Aber wie erklären Sie sich das?«

Ich hob die Schultern. »Sagen wir einfach, es ist Magie. Reine Magie, Janine.«

»Die ich nie begreifen werde.«

»Das fällt uns auch schwer«, gab ich zu.

Die Eltern hatten ihre beiden Kinder in die Mitte genommen und spazierten mit ihnen über die Straße. Sie gingen dorthin, wo sich auch der Platz befand. Das schien die Sammelstelle für die Einwohner von Alcoste zu sein.

Obwohl die Menschen noch vorhanden waren, wirkte der Ort plötzlich öd und leer.

Auch die Lichter erloschen. Intervallweise nahm die Düsternis zu.

Personen wurden zu Schatten, die sich allemal in eine Richtung bewegten. Zu uns schaute niemand hin, und wir fühlten das Unbehagen, das sich ausgebreitet hatte.

Es war eine kalte Stadt geworden. Von einem Leben oder einem Gefühl konnte man nicht sprechen. Diese Stadt war ein Auge ohne Inhalt. Tot, ausgebrannt.

Janine sah noch mehr Verwandte. Sie wirkte jedesmal sehr aufgeregt, wir mußten sie festhalten, denn sie wollte zu ihnen.

»Nein, bleiben Sie hier.«
»Soll ich sie ohne Hilfe sterben lassen?« fuhr sie ihn an.
»Wissen Sie so genau, daß sie sterben werden?«
»Aber was soll denn anderes geschehen?«
»Schon einmal haben die Menschen überlebt.«
Janine schlug gegen ihre Stirn. »Ist das denn ein Leben, das sie führen? Es sind keine Menschen mehr, ich sehe nur noch Marionetten, die umherlaufen.«
»Sie stehen unter einem Bann. Wenn es uns gelingt, ihn zu brechen, kann alles wieder klar sein.«
»Ja, kann!«
»Es wird«, sagte Suko. »Sie müssen nur daran glauben.«
»Können Sie das denn?«
»Sonst stünden wir nicht hier, Janine. Aber das ist nicht unser Problem. Wir müssen Whisper erwischen, und zwar bevor er damit beginnt, die ehemalige Kathedrale der Angst anzugreifen.«
In ihrer Stimme klang Spott mit, als Janine fragte: »Wie wollen Sie das erreichen?«
»Indem wir vor allen Dingen die Nerven behalten und nicht durchdrehen«, erklärte ich und wandte mich an Suko. »Irgendwo muß es ein Zentrum geben. Ich will den Staubgeist.«
»Der ist nicht zentral.« Suko blickte gegen den Himmel. »Du kannst ihn überall finden. Vielleicht wird er sich mal konzentrieren, das ist schon alles.« Wieder feuchtete er einen Finger an und streckte ihn in die Luft. »Der Wind hat nicht zugenommen«, sagte er leise.
»Also lauert Whisper noch.«
»Bestimmt.«
»Sie gehen alle zum Markt«, sagte Janine leise. »Dort muß es passieren.«
Die Menschen hatten es nicht eilig. Jeder kannte sein Ziel, und jeder würde es auch erreichen. Sie mühten sich, leise zu gehen, und ihre Gesichter blieben ohne Ausdruck.
Aus den Gassen wuchsen sie als Schatten. Wenn sie den Boden berührten, hörten wir das Schleifen ihrer Schritte. Niemand setzte seinen Fuß hart auf.
Niemand beachtete uns. Wir wurden passiert, ohne überhaupt zu interessieren. Es sprach auch niemand. Weder ein Flüstern noch ein lautes Wort drang durch den Ort, der mittlerweile zu einer Geisterstadt geworden war.
Und der Wind war da. Er wehte jetzt nach Alcoste hinein. Wir spürten ihn im Gesicht, er wehte gegen unsere Kleidung, und wir hatten das Gefühl, als wollte er mit uns reden.
»Whisper ist bereits da!« sagte Janine Remi. »Er umstreift uns. Ich spüre ihn.« Sie schüttelte sich, als würde Eiswasser über ihren Rücken

laufen.

Wir warteten noch.

Nachzügler kamen. Alte Männer und Frauen, die nicht so schnell laufen konnten und sich gegenseitig stützten.

An ihren grauen Gesichtern waren die Qualen abzulesen, die sie spürten… Die Augen wirkten stumpf, die Lippen waren verzerrt und lagen dicht aufeinander, so daß sie Striche zwischen all den Falten und Gräben des Gesichts bildeten.

»Ihnen wird es so ergehen wie meinem Urgroßvater«, sagte Janine leise. »Sie können es nicht überstehen, glaubt mir.«

»Sollen wir?« fragte Suko.

Ich war einverstanden.

Auch Janine hatte darauf gewartet. Sie wollte schon vorlaufen, aber ich hielt sie zurück. »Nicht so schnell, meine Liebe. Wir kommen noch früh genug.«

»Was wollen Sie dann tun?«

»Erst einmal abwarten.«

Langsam schlossen wir uns den Menschengruppen an. Mich störte auch nicht der ärgerliche Blick des Mädchens. Janines Reaktion war allzu verständlich. Mir wäre es wahrscheinlich nicht anders ergangen, hätte ich in dieser Stadt gelebt.

Wir schritten an den mitten auf der Straße geparkten Wagen vorbei und blieben stehen, als sich aus einer Seitenstraße ein Mann in dunkler Kleidung näherte.

»Das ist der Pfarrer!« hauchte Janine. »Gütiger Himmel, auch ihn hat es erwischt.«

Der Geistliche mußte die Worte gehört haben. Für einen Moment starrte er Janine an. Seine grau wirkende Haut zuckte über den Wangenknochen. Die Brauen über den Augen waren zusammengeschoben. Er wirkte sehr nachdenklich.

»Nicht ansprechen«, sagte ich zu Janine, als ich erkannte, daß sie entsprechende Anstalten traf.

»Weshalb nicht?«

»Entweder durchbricht er den Bann aus eigener Kraft oder nicht. Er steht vor einer Entscheidung.«

Der Geistliche entschied sich im nächsten Moment. Er setzte das rechte Bein vor und ging weiter. Nicht locker, sondern aufrecht, auch rein mechanisch.

Janine schüttelte den Kopf. »Wenn es schon der Pfarrer nicht schafft, wer dann?«

Wir enthielten uns einer Antwort und folgten dem Geistlichen, der sich ebenfalls zur Sammelstelle begab.

Dort standen die Menschen. Niemand bewegte sich. Die Leute glichen Puppen, ob es sich um Frauen, Männer oder Kinder handelte.

Wenn wir sie anschauten und dabei genau in die Gesichter sahen, erkannten wir auch die Leere darin. Sie starrten zu Boden oder einfach in die Ferne, als würden sie dort Bilder sehen, die allein für ihre Augen bestimmt waren.

Auch wir waren stehengeblieben und schauten uns die Szenerie an. Bäume wuchsen in der Nähe. Obwohl sie das frische Grün des Frühlings trugen, kamen sie mir grau, staubig und fast wie tot vor.

Ich dachte wieder an mein Kreuz und hätte gern gewußt, wo es geblieben war. Sollten wir diesen Fall überstehen, würde ich mich anschließend auf die Suche machen müssen. Wer wußte schon, wo Whisper es hingeschleudert hatte? Der konnte bereits in anderen Welten gelandet sein.

Wir schauten auf den Rücken des Pfarrers. Der Mann schaute in den grauen Himmel.

Aus ihm würde das Grauen niederfallen. Irgendwo in dieser Unendlichkeit hielt sich Whisper verborgen.

Der Wind nahm zu. Wir spürten ihn auf der Haut, und auch die Menschen wußten Bescheid. Unruhe breitete sich zwischen ihnen aus.

»Whisper ist da!« sagte Janine. Sie hielt die Arme halb erhoben und die Handflächen nach außen gedrückt. »Er weht dagegen. Spürt ihr es auch?«

Wir nickten ihr zu.

»Dann wird er auch erscheinen. Nein, er ist schon da.« Sie hob die Schultern hoch. Auf ihrem Gesicht zeichnete sich ein Gefühl der Anspannung und Furcht ab.

Auch wir dachten darüber nach, ob wir diesmal so glimpflich davonkamen wie auf der Herfahrt.

Whisper hielt den kleinen Ort umfangen und kontrollierte ihn. Er konnte mit ihm spielen, er lauerte überall, er war in jeder Ecke, steckte in den Winkeln, schwebte über dem Ort und wehte wie ein breiter unsichtbarer Streifen hinein.

Geräuschvoll machte er sich bemerkbar.

Wir hörten ihn säuseln und jaulen. Manchmal erinnerte es uns an das Schreien einer kleinen Katze, wenn er um die Ecken der Häuser fuhr oder in offene Fenster eindrang, um auch im Innern des Hauses seinen Weg zu finden.

Er klagte und jammerte, dann fauchte er, als wäre er besonders wütend und aggressiv. Im nächsten Augenblick kam uns ein Wehen vor wie ein Schmeicheln, mit dem er uns einfangen wollte.

Wir spürten ihn überall.

Er blies gegen mein Gesicht, er tauchte in die Haare, spielte mit ihnen, stellte sie hoch, drückte sie zur Seite, wehte sie nach vorn, wirbelte und glitt an mir herab wie lange, unsichtbare Finger. Er zupfte und rüttelte an meiner Kleidung, schleuderte die Schöße der

Jacke in die Höhe, um sie einen Moment später wieder fallen zu lassen.

Er drang durch jede Lücke, in die Ärmel hinein und auch in unsere Hosenbeine, wobei er sich zuvor um unsere Füße gedreht hatte und so an den Beinen hochkroch, wobei er den Stoff der Hose ausbeulte.

Janine stand weiterhin zwischen uns. Sie hielt die Arme vor der Brust verschränkt, ihre Hände lagen dabei auf den Schultern, während ihr Gesicht eine zweite Haut bekommen hatte.

Konnte der Wind sprechen?

Es kam mir wenigstens so vor. Hin und wieder glaubte ich, das geheimnisvolle Wispern und Raunen zu hören, das mich wie Musik umgab. Der Wind war nicht kalt und auch nicht warm. Er befand sich in einem Zwischenstadium. Vielleicht konnte man ihn als lau bezeichnen, als Bote der Wolken, der anderen Natur, die unter einem magischen Einfluß stand.

Die Menschen aus Alcoste rührten sich nicht mehr. Sie hatten ihre Gesichter so gedreht, daß sie in den Wind schauten. Die Haut wirkte ohne Leben, sie war grau geworden, paßte sich der düsteren Umgebung an. Manchmal zitterten Lippen, hin und wieder zwinkerte jemand mit den Augen, und selbst die Kinder blieben ruhig.

Alles wartete auf das große Ereignis.

Aber Whisper ließ sich Zeit. Noch spielte er mit uns. Er kreiselte, er drehte sich, mal fuhr er scharf gegen uns, dann zog er sich wieder zurück, als hätte er Furcht.

Ich dachte daran, daß ihn Janine beschrieben hatte. Sie wußte von ihrem Urgroßvater, wie er sich zeigte. Deshalb schaute ich auch hoch gegen den Himmel.

Dort sah ich ihn.

Das Firmament hatte sich verdüstert. Ein dunkles Grau überzog die Stadt, so weit wir schauen konnten. Es war nicht die normale Dämmerung, da oben lauerte etwas anderes, denn der gelbe, maulartige Streifen zeichnete sich deutlich vor dem dunklen Hintergrund ab.

Whispers Zentrum!

Auch Suko blickte in die Höhe. Er warf mir einen wissenden Blick zu und hob gleichzeitig die Schultern.

»Was ist?« sprach ich gegen das Klagen des Windes an.

»Ich weiß nicht, wie wir ihn stoppen sollen. Da haben sich unsere Freunde eine verdammt scharfe Waffe geholt.«

»Stoppen? Tut mir leid.« Meine Stimme klang bitter.

»Bei einem Tornado fliegen die Flugzeuge in das Zentrum. Aber keiner von uns kann in das Auge hineinspringen.«

Und das Auge oder das Zentrum nahm an Größe zu. Es breitete sich aus, die Farbe verdichtete sich, so daß sie aussah wie ein schmutziges

Schwefelgelb.

Ein Gruß aus der Hölle, aber noch immer die gefährliche Ruhe vor dem grausamen Sturm.

Papier huschte über den Boden und flog raschelnd an uns vorbei.

Zwei Katzen huschten über die Straße. Sie wurden von einem Hund gejagt. Jedenfalls sah es so aus. Aber der Hund hatte wohl die gleiche Angst wie die Katzen.

Dann passierte es.

Und es kam schlagartig über uns.

Zum Glück stand ich breibeinig, als die Bö mit großer Wucht über den Marktplatz herfiel. Janine hatte es nicht so gut wie ich. Sie konnte sich nicht auf den Beinen halten und fiel zu Boden.

Suko und ich hatten den Schlag in den Rücken bekommen, hielten uns und rissen Janine wieder hoch.

»Jetzt!« schrie sie. »Jetzt passiert es!«

Ich warf noch einen Blick in den Himmel. Das schwefelgelbe Zentrum stand genau über uns. Ein gewaltiges Licht im Grau des Himmels. Dort drehte es sich und die Bewegungen wurden immer hektischer.

In die Gestalten der Menschen war Bewegung gekommen. Arme reckten sich dem Himmel entgegen, als wollten die Wartenden Whisper zu fassen bekommen.

Er enttäuschte sie nicht.

Die Bö war nur der Anfang gewesen. Beim zweiten Angriff fiel er wie ein hungriges Raubtier über uns her…

***

Eine silberne Knochenklaue umklammerte ein ebenfalls silbernes Kreuz. Die Klaue gehörte einem aufrecht im Sarg sitzenden Skelett, das zudem noch mit dem Siegel der Templer bewaffnet war.

In den Zwischenwelten existieren magische Strömungen, die ein Mensch nicht wahrnehmen kann. Aber die Wesen, die aus diesen Welten stammen oder mit ihnen verbunden sind, spüren genau, wenn sich etwas zusammenbraut.

Das Skelett hatte eine Warnung bekommen. Es wußte, daß Gefahr in der Nähe lauerte, dennoch war jemand gekommen, um die Gefahr zu stoppen. Zielsicher hatte das Kreuz, durch wen auch immer geworfen, seinen Weg gefunden.

Es kannte seinen Besitzer oder seinen ehemaligen Besitzer, auch wenn dieser nur noch als Skelett existierte, aber fühlte und auch handelte. Es wußte, daß ihm das Kreuz nicht ohne Grund zugeworfen worden war. Also mußte er es auch einsetzen.

Nicht hier zwischen den hohen Felswänden. Die Gefahr lauerte woanders. Sie war nur auf dem Weg in dieses geheimnisvolle Refugium.

Das Skelett handelte.

Es sah so schwerfällig aus, wie es sich auf den Rändern des offenen Sargunterteils abstützte und sich langsam in die Höhe drückte. Die Knochenteile gerieten dabei ebenfalls in Bewegung. Manchmal drehten sie sich oder wurden zusammengedrückt wie Gummi, aber der Knöcherne schaffte es, seinen Sarg zu verlassen.

Wieder einmal…

Neben der offenen Totenkiste blieb er für einen Moment stehen.

Das Siegel der Templer trug er in der linken Knochenklaue, das Kreuz in der rechten.

Um beide schloß er seine fleischlosen Finger, so daß die wertvollen Dinge nicht mehr zu sehen waren. Für einen Moment zögerte es noch, dann setzte es sich in Bewegung.

Der Knöcherne ging sehr langsam, fast ruckartig bahnte er sich seinen Weg, als müßte er erst gewisse Hindernisse zur Seite räumen.

Von oben fiel kein Lieht in die Schlucht, dennoch strahlte das Silber einen matten Schein ab.

Es war ein unheimliches Bild, als das silberne Skelett durch die Schlucht ging. Der Sarg blieb zurück, die schwarzen Wände wirkten wie erstarrte Schatten und wuchsen so weit in die Höhe, daß ein Ende nicht zu erkennen war.

Auch der Untergrund bestand aus fast schwarzem Gestein. Es war nicht glatt, zeigte Unebenheiten, Erhöhungen, kleine Mulden, war auch porös, aber doch so hart, daß es einem gewissen Druck standhalten konnte.

Es war auch für den Knöchernen unmöglich, sich lautlos zu bewegen. Jedes Auftreten erzeugte ein etwas hell klingendes Geräusch, das mit einem Singen zu vergleichen war.

Als Echo glitt es an den schwarzen Felswänden hoch, um irgendwann zu verklingen.

Wie ein silberner Schatten bewegte sich der Knöcherne durch die Finsternis und erreichte das Ende der Schlucht.

Hier blieb er stehen.

Zum erstenmal seit seinem ›Begräbnis‹ verließ er diese Stätte.

Noch immer befanden sich die beiden Säulen rechts und links des Eingangs. Sie standen dort wie stumme Wächter, aber sie warteten nicht mehr. Die rote Schrift des Teufels leuchtete nicht auf.

Dieser Ort war nicht mehr gefährlich. Man hatte ihm seine Magie genommen.

Und das Skelett ging weiter. Schritt für Schritt ließ es die Schlucht zurück. Die Wände traten zurück. Es bekam mehr Platz und auch mehr von der Umwelt mit.

Obwohl sich in seinem silbernen Knochenkopf keine Augen befanden, konnte es sehen. Möglicherweise wurde es auch nur von

seinem Instinkt geleitet oder von einem magischen Band, aber es fand zielsicher seinen Weg und verließ die unmittelbare Umgebung der hohen, schwarzen Bergfelsen, um dorthin zu treten und dort stehenzubleiben, wo sein Blick in die Weite des Landes hineinfallen konnte.

Es konnte nicht bis Alet-les-Bains schauen, aber das Skelett sah etwas anderes.

Der Himmel hatte eine furchterregende Düsternis bekommen, in der, wie herausgeschnitten, das Gelb eines maulartigen Zentrums stand.

Whisper!

Sein Gegner, sein Feind, den es zu vernichten galt, bevor dieser einen fürchterlichen Angriff starten konnte.

Das Skelett wußte genau, wo es hinzugehen hatte. Er lief jetzt schneller, wirkte dabei aber nie eilig, nur eben zielstrebig. Und das war am wichtigsten.

Vor ihm lag ein breites Plateau. Es wirkte wie ein graues Band, auf dem Felsbrocken verteilt lagen, als hätte man sie kurzerhand dort hingeschleudert.

Kein Stern leuchtete, auch der Halbkreis des Mondes war von der grauen, unnatürlichen Wolkenbank bedeckt worden.

Der Knöcherne spürte den Wind, der ihm entgegenblies. Er war sehr sensibel, und er merkte, daß der Wind keinen normalen Ursprung besaß. Dieser hier war anders. Ein magischer Wind, irgendwo in der Unendlichkeit geboren und mit dem Namen Whisper versehen.

Er holte die Menschen von den Beinen, schlug wütend gegen ihre Haut oder löste sie auf.

Nicht bei dem Skelett!

Es widerstand den ersten, noch relativ zaghaften Angriffen und ging weiter.

Die Sicht war nicht klar. Trotzdem erkannte der Knöcherne die Umrisse der Häuser. Er sah die Dächer und sogar den Turm der kleinen Kirche. Und er sah dieses schwefelgelbe Maul, das direkt über dem Ort schwebte, um ihn mit seiner orkanartigen Kraft radikal zu vernichten.

Kam es zu spät?

***

Der Angriff war wild, grausam und böse!

Bisher hatte Janine zwischen uns gestanden, aber sie erwischte es zuerst. Vielleicht hatte sie ihr Gewicht zu sehr verlagert, jedenfalls verlor sie den Halt und wurde, bevor wir noch eingreifen konnten, zu Boden geschleudert.

Ich bückte mich mit ausgestrecktem Arm, aber sie entwischte mir, und ich kam auch nicht mehr hoch, denn die nächste Bö trieb mich

auf die Knie, wo ich breitbeinig blieb.
Suko stand noch. Er wurde von Staub und Sand umtost. Sein Gesicht war verzerrt, aber er nickte mir zu und schrie mich an.
»Verdammt, John! So hilflos sind wir nicht. Wir haben noch eine Waffe. Den Würfel!«
Ich hätte mich selbst irgendwohin treten können. Natürlich, den Würfel! An ihn hatte ich nicht mehr gedacht. Er war gewissermaßen für mich gestorben. Jetzt, wo Suko mich daran erinnerte, war es möglicherweise schon zu spät.
Ich wollte ihn hervorholen, bot dem Sturm aber zuviel Widerstand, so daß ich zur Seite gedrückt wurde und auf den Boden fiel.
Suko erging es nicht anders. Auch er mußte auf die Knie.
Während ich verzweifelt versuchte, den Würfel hervorzuholen, schaute ich mich um.
Noch konnte ich sehen, bliesen mir der Staub und der Sand nicht die Augen zu.
Ich erkannte das Unwahrscheinliche.
Whisper fegte über die Stadt hinweg und spielte mit den Bauten und Gebäuden. Das Haus gegenüber begann damit, sich aufzulösen.
Aus dem Dach wurde eine lange Fahne aus Staub und Sand, die wie ein gewaltiges Tuch wegtrieb.
Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als auch das Mauerwerk erfaßt wurde und als drehende Wolke davontrieb.
Die Menschen purzelten über den Boden. Niemand konnte sich mehr halten. Sie wurden durcheinandergewirbelt. Janine trieb an uns vorbei. Sie lag auf dem Rücken. Die Angst hatte sich in ihrem Gesicht wie eine graue Maske festgefressen.
Whisper tobte sich aus.
Um uns herum heulte und pfiff es. Wir hörten das schrille Orgeln, das durch seine Töne in der Lage war, Felsen zu zerreißen. Kreisel, Wirbel, Spiralen aus Staub und Sand umtanzten uns wie unheimliche Gestalten aus einem Geisterreich, Wie ein Schatten trieb ein geparktes Fahrzeug heran, das sich, bevor es uns noch erreichen konnte, auflöste und einging in eine wirbelnde Wand aus Staub, in die auch Menschen hineinflogen und zu langen Fahnen wurden.
Kopflose Körper sah ich, die immer mehr zerrieselten. Dennoch bestand Hoffnung. Sie hatten Whispers Angriff schon zweimal widerstanden und waren zu Menschen geworden.
Schafften sie es auch ein drittes Mal?
Mit unserer Hilfe vielleicht.
Suko hatte sich neben mir halten können und brüllte gegen den infernalischen Lärm an.
»John, den Würfel. Verdammt, du mußt ihn bekommen.« Suko schrie sich fast die Lunge aus dem Hals. Er wußte, ebenso wie ich, daß auf

den Würfel jetzt unsere Hoffnungen ruhten.

Wir hatten versucht, Whisper zu stoppen und die Menschen vor ihrem abermaligen Schicksal zu bewahren. Das war uns leider nicht gelungen, Whisper war stärker gewesen, und dieses Gefühl der Niederlage zehrte auch an meinen Kräften.

Obwohl der Sturm an mir zerrte und mich allmählich wegtrieb, war es mir gelungen, den Würfel zwischen beide Hände zu bekommen.

Gerade jetzt fiel mich der Sturm wieder an. Er kam von beiden Seiten und auch von oben. Für einen Moment klärte sich sogar mein Blick. Direkt über mir sah ich diese intensive, schmutziggelbe Fläche, das Auge des Staubgeists.

Ich hatte auf einmal das Gefühl, als würde die Zeit stillstehen. Es gab nur dieses Auge und mich, und wir beide starrten uns an, wobei wir einen stummen Kampf ausfochten.

Plötzlich erschien etwas. Es drängte sich aus dem Hintergrund der Wolke nach vorn. Ein unheimliches Gebilde, von dem ich zuerst nicht wußte, was es sein sollte, doch es bekam allmählich Konturen und kirstallisierte sich als Gesicht hervor.

Ein Gesicht, das ich kannte.

Nein, eine Fratze!

Die Züge desjenigen Dämons, der hinter Whisper steckte, der ihn zu diesen fürchterlichen Untaten geleitet hatte.

Baphometh!

***

Nur ein Bild, fiktiv und doch da, weil sein Geist auf uns einwirkte.

Er war das Böse, das Grausame, er kannte keine Rücksicht, er nahm, was er bekommen konnte.

Widerlich war das Gesicht des Dämons, aber deutlich zu erkennen. Noch immer ein Kind, leider mit all dem Bösen erfüllt, was die Hölle zu bieten hatte.

Er starrte mich an.

Aus kalten Karfunkelstein-Augen, die so glotzen konnten. Sein Gesicht besaß eigentlich eine dreieckige Form. Dennoch wirkte es zusammengedrückt, damit die Stirn eine gewisse Breite bekam, um aus ihr gekrümmte Hörner wachsen zu lassen.

Der Mund war böse verzogen, die Nase sah für mich aus wie ein Klumpen. Er hatte sich gezeigt, weil er mich spürte, denn ich gehörte zu seinen Todfeinden.

Jetzt wollte er mich töten!

Aber ich hatte den Würfel! Vielleicht gelang es mir, ihn gegen Baphometh einzusetzen, wobei ich nicht wußte, wie ich ihn damit vernichten sollte.

Der Würfel war in der Lage, den Todesnebel zu produzieren.

Menschen starben, aber auch Baphometh?

Daran konnte ich nicht so recht glauben. Außerdem war es für mich nicht leicht, ihn negativ einzusetzen. Ich stand auf der anderen Seite. Der Würfel richtete sich nach seinem Besitzer. Er konnte positiv als auch negativ handeln.

Das alles war plötzlich bedeutungslos geworden, denn innerhalb des Quaders spielte sich ein für mich noch unverständliches Geschehen ab. Die Schlieren begannen zu zucken. Sie schlugen mit ihren Enden, bewegten sich hektisch fort, um in die violette Farbe einzutauchen und sich vor meinen Augen aufzulösen.

War die Kraft jetzt genommen worden? Hatte ich Baphometh und Whisper unterschätzt?

Das wäre fatal gewesen, aber es ging weiter, denn innerhalb des Würfels verschwand fast die violette Farbe. Sie blieb nur mehr als Schatten zurück, aber als ein Schatten, durch den ich schauen konnte.

Über mir schwebte schemenhaft die widerliche Gestalt Baphomeths. Aber auch in der Würfelfläche zeigte sich jemand.

Ein Wesen, das ich kannte, das ganz in der Nähe seine letzte Ruhestätte gefunden hatte.

Das silberne Skelett des Hector de Valois!

***

Mich durchströmte ein Schauer, von dem ich nicht wußte, ob er heiß oder kalt war. Wie angeklebt lag ich am Boden, ich kam mir vor wie auf einer Insel, hörte nicht mehr das Tosen des Sturms und sah auch nicht die gewaltigen Staubfahnen, die sich aus den auflösenden Häusern und Menschen gebildet hatten.

Das Skelett war wichtiger. Der Würfel zeigte es in seiner vollen Größe. Ich konnte jede Einzelheit sehr gut erkennen und sah deshalb auch den Gegenstand, den es in der rechten silbernen Knochenfaust so hielt, daß er hervorschauen konnte.

Es war mein Kreuz!

Im ersten Moment wußte ich nicht, was ich denken sollte. Danach konnte ich das Poltern des Steins fast hören, als er mir vom Herzen fiel. Mein Gott, wie hatte ich das Kreuz vermißt, es innerlich schon abgeschrieben, aber es war zu dem zurückgekehrt, dem es vor Jahren einmal gehört hatte.

Das Kreuz und das Siegel!

Wahrscheinlich trug das Skelett beides mit sich. Ich konnte meinen Blick einfach nicht bannen. Was sich über mir abzeichnete, interessierte mich nicht, das Skelett war wichtiger, weil ich zudem sah, daß es nicht stand, sondern ging.

Ja, es schritt voran.

Nicht sehr schnell, aber unbeirrbar ging es seinem Ziel entgegen.

Welches Ziel es war, konnte ich nicht sagen, ich glaubte auch nicht, daß es aus dem Würfel steigen würde.

In meinem Kopf überschlugen sich die Gedanken, und Suko mußte schon zweimal laut brüllen, damit ich aufmerksam wurde.

Ich drehte mich nach rechts.

Von dort war seine Stimme aufgeklungen, und ich war überrascht, als ich ihn auf beiden Beinen stehen sah.

»Der Sturm!« keuchte ich. »Whisper…«

»Nichts mehr, John. Komm doch hoch.« Er streckte mir die Hand entgegen.

Ich ergriff sie nicht. Aufstehen konnte ich allein, wenn auch mit wackligen Knien.

Dabei fiel mein Blick in die Höhe.

Die graue Wolkenbank hatte sich verzogen. Nach wie vor aber befand sich das schwefelgelbe Zentrum über mir, als wollte es im nächsten Augenblick herabstoßen und mich vernichten.

Von den Häusern und den Menschen war nichts mehr zu sehen.

Whisper hatte sie hinweggefegt und aufgelöst. Hineingetrieben in die grauenhaften Dimensionen und…

»Sie sind wieder dort, wo sie hingehören!« vernahm ich eine Stimme, die einfach dem Skelett gehören mußte, denn nach diesen Worten verblaßte die Gestalt im Würfel.

»Leben sie?« schrie ich.

Suko wunderte sich über meine Worte und hörte danach mein Lachen, denn ich hatte eine positive Antwort bekommen. Die Kraft des Staubgeistes hatte nicht ausgereicht. Die Menschen waren von ihm befreit worden, denn die weißmagische Gegenkraft hatte sie wieder dorthin geweht, wo sie auch hingehörten.

Noch existierte Whisper!

Wir standen auf dem Plateau, sahen nicht allzuweit entfernt die Felswände in den Himmel ragen, aber davor bewegte sich etwas, das Suko zuerst erkannte.

»John, schau mal dort hin!« Mein Freund hatte sich etwas nach links gedreht und seinen Arm dabei ausgestreckt.

Ich wollte es kaum glauben, wischte mir über die Augen, aber das Bild blieb.

Im Würfel war das silberne Skelett des Hector de Valois verschwunden. Aber vor uns hob es sich sehr deutlich vom dunklen Untergrund ab und schritt langsam auf uns zu.

***

Ich hielt den Atem an, während in meinem Kopf ein wilder Gedankenwirbel raste.

Das Kreuz, der Würfel, das Siegel der Templer – diese drei Waffen

mußten eigentlich reichen, um den Staubgeist zu vernichten. Ich glaubte daran, daß es keine Sache mehr zwischen ihm und mir war.

Diesmal würde sich das silberne Skelett um den gefährlichen Dämon kümmern und ihn auch vernichten.

Um Suko und mich kümmerte sich der Knöcherne nicht. Wenn er seine Richtung nicht änderte, würde er an uns vorbeilaufen, und das tat er auch. Suko kam statt dessen zu mir. An meiner Seite blieb er stehen. Er sprach mit keuchender Stimme.

»Diesmal sind wir aus dem Spiel, John.«

»Das glaube ich auch.«

Meine Kehle war so trocken geworden, als hätte ich Gläser voll Staub geschluckt. Mit keinem Blick beachtete uns das Skelett des großen Hector de Valois. Es interessierte sich einzig und allein für Whisper, den Staubgeist und blieb direkt unter ihm stehen.

Dann legte es den Kopf zurück.

In der Rechten das Kreuz, in der Linken das Siegel der Templer.

Beide Waffen zum Angriff bereit.

Und auf den Knöchernen nieder schaute noch immer die wie verwaschen wirkende Fratze Baphomeths. Die Augen strahlten noch kälter und grausamer. Dieser Dämon war bereit, sich dem Kampf zu stellen und fiel so urplötzlich auf das wartende Skelett herab, daß Suko und ich mit einem blitzschnellen Sprung zurückhechteten.

Nicht Baphometh persönlich kam. Er schickte seinen Vasallen Whisper vor.

Aus der Wolke jagte die sich drehende und wirbelnde Staubspirale nach unten, um Hector de Valois' Skelett zu vernichten. Sie kam mit einer ungeheuren Geschwindigkeit, hüllte den silbernen Knochenkörper urplötzlich ein, drehte um die eigene Achse, wobei es den Anschein hatte, als wollte er es in den Untergrund rammen.

Wir sahen nur mehr einen helleren Schimmer durch den Sand blinken. Uns stellte sich die bange Frage, ob Whisper es auch schaffen würde, das Skelett zu Staub zerfallen zu lassen.

Noch konnten wir nichts erkennen. Unsere einzige Hoffnung war das Blinken des Silbers, das nach wie vor Bestand hatte, seine Lage aber veränderte, denn ebenso rasch wie die Staubwolke in die Tiefe gerast war, jagte das silberne Skelett in die Höhe und direkt hinein in das gelbe widerliche Gesicht.

Es wurde verschluckt!

Wir sahen nichts mehr. Nur den wirbelnden Staub, hörten das hohle Pfeifen, das mich an laute Schreie erinnerte. Ich schaute auf den Würfel, aber er reagierte nicht.

Ohne Vorwarnung erfolgte die Explosion!

Es war ein gewaltiger Schuß, der in den grauen Himmel raste. Um uns herum schien die Welt unterzugehen. Suko und ich bekamen noch

einmal die geballte Kraft des Staubgeistes zu spüren, für den wir nicht mehr als Spielzeuge waren, die er über den Boden schleudern konnte. Es hatte auch keinen Sinn, sich irgendwo festhalten zu wollen, wir hätten es nicht geschafft. Wie Kugeln wurden wir gerollt.

Dann war alles vorbei.

Ich lag irgendwo, stemmte mich ächzend hoch und schaute in den Himmel über mir.

Nichts war mehr zu sehen.

Das Skelett nicht, und auch Whisper der Staubgeist nicht. Beide mußten sich aufgelöst haben, so daß nichts mehr von ihnen zurückgeblieben war.

Vielleicht hatten sie sich gegenseitig aufgerieben und mein Kreuz ebenfalls.

Ich spürte den trommelnden Herzschlag. Plötzlich hatte ich Furcht bekommen. Ich wollte das Kreuz unbedingt zurückhaben und hätte wer weiß was darum gegeben, das Skelett noch am »Leben« zu wissen.

Es war nichts zu sehen.

Stolpernd ging ich dorthin, wo wir zuletzt gestanden hatten. Den letzten Angriff hatte ich zwar ohne nennenswerte Verletzungen überstanden, einige blaue Flecken würden trotzdem zurückbleiben.

Den Würfel hielt ich noch immer fest. Ich schaute auch hinauf oder hinein und sah dort das Bild.

Ein silbernes Skelett, das einen Arm hochhielt und die Hand so gedreht hatte, daß ich auf die Fläche schauen konnte.

Dort lag der Stein, das Siegel der Templer. Mein Kreuz entdeckte ich nicht.

Aber war es nicht trotzdem ein Zeichen?

Als ich noch darüber nachdachte, ließ die Magie des Würfels nach, und das Skelett verschwand.

Es löste sich innerhalb des Quaders auf und war nicht mehr gesehen. Aus – vorbei…

Mein Freund kam auf mich zu. »Wenn du etwas suchst«, sagte er und hielt das Kreuz hoch. »Gib demnächst besser auf deine Dinge acht.« Er warf es mir zu.

Mit einer Hand fing ich es auf, schaute es mir an und fand es unverändert. »Danke, Hector de Valois«, flüsterte ich. »Vielen Dank. Zu Gegendiensten stets bereit.«

»Meinst du, daß er die braucht?« fragte Suko.

Ich hob die Schultern. »Man kann nie wissen.«

»Aber ich weiß, daß wir mit Whisper keine Last mehr haben werden. Dein Hector hat ihn geschafft.«

»Dein Hector! Wie sich das anhört!«

»Wieso? Habe ich nicht recht?«

»Ja, Alter, irgendwie schon…«

***

In Alet-les-Bains hatten es die Menschen vor fiebernder Spannung kaum aushalten können. Suko und ich waren nur langsam zurückgegangen und hatten auch über Janine gesprochen.

»Sie wird wieder dort sein, wo sie hingehört.« Davon war mein Freund fest überzeugt.

Die ersten Menschen erwarteten uns schon auf dem Hang. Niemand sprach, wir wurden nur angestarrt und gaben eine kurze Erklärung ab, daß die Gefahr vorbei war.

Minuten später hatten wir die Gaststätte Pierre Virnis erreicht.

Dort warteten nicht nur der Abbé und Virni selbst auf uns, auch einige Templer hatten sich zusammengefunden.

Als wir eintraten, verstummten die Gespräche. Die Templer hatten sich neben dem Abbé aufgestellt, der uns ansprach. »Ihr seid es, Freunde, ich höre eure Schritte…«

»Ja, wir haben es überstanden.«

Virni kam vor. »Und Whisper?«

»Hat ausgeflüstert«, erwiderte Suko trocken. »Es gibt ihn nicht mehr.«

Wir sahen die Erleichterung auf den Gesichtern. Dann wollte natürlich jeder genau wissen, was geschehen war.

Soviel wir verantworten konnten, verrieten wir auch, denn auch die Bewohner des Dorfes strömten in die Gaststube und lauschten unseren Erklärungen.

Suko sprach am meisten, was bei ihm ja selten der Fall ist. So hatte ich Gelegenheit, dem Abbé den Würfel zurückzugeben.

»Und?« fragte er. »Hat er dir geholfen?«

»Wäre er nicht gewesen, hätten wir wohl kaum zurückkehren können.«

Der Blinde nickte und fragte dann: »Willst du ihn nicht doch behalten, John?«

»Nein, er gehört jetzt dir, und so soll es auch bleiben. Für dich wird es sehr wichtig sein, und ich weiß immer, wo er sich befindet. Du wirst hier eine Bastion errichten können, denn die Kraft und die Macht des Würfels geben dir zugleich Gelegenheit, mit dem silbernen Skelett des Hector de Valois in Kontakt zu treten.«

»Ja, dann werde ich wieder sehen. Aber anders als die normalen Menschen.«

»Das glaube ich allerdings auch.«

Pierre Virni hatte sich wieder an seinen Beruf erinnert und Wein eingeschenkt. Er drückte mir einen Becher in die Hand und stieß dabei mit mir an.

»Auf den Sieg«, sagte er.

»Genau!«

»Auf den Sieg!« rief er noch einmal laut, damit alle es hören konnten.

Dann tranken wir. Ich muß ehrlich gestehen, daß mir selten zuvor ein Schluck Wein so gut gemundet hatte…

ENDE